

Auslese aus den ›Absolventen Nachrichten‹ 1994 – 2003

1. Ausgabe

Februar 94



Der Ungar, die Mauer und die Wende

Ottó Korencsy
September 95

Wir haben uns über die Wende zunächst gefreut, als wir endlich glauben konnten, dass sie tatsächlich erfolgt ist. Denn ich habe bis zum Tag der Mauerbesteigung fleißig ›Neues Deutschland‹ gelesen, in der immer wieder über neue Greuelthaten der gewissenlosen Fluchthelfer berichtet wurde und laut deren Angaben die meisten DDR-Bürger wider ihren Willen betäubt und bewusstlos über die Grenze geschleppt werden mussten, und wenn sie einmal in der nichtsozialistischen Welt waren, wandten sie sich sofort an die örtliche Botschaft der Deutschen Demokratischen Republik, um zurückkehren zu dürfen. Von den herrenlos herumstehenden Trabbis vor meinem Fenster hätte ich nämlich ganz andere Schlussfolgerungen gezogen. Die Ersatzteilhyänen waren auch sofort da, wo die Trabbis warteten, und wenn ein Wagen mehrere Tage unberührt blieb, hieß es: Bahn frei! Trabbi auseinander!

Als das Fernsehen die ersten Bilder über die Menschen auf der Mauer brachte, (um Missverständnisse zu vermeiden, muss vermerkt werden, dass die Mauer weder gefallen noch abgerissen worden ist), haben wir mit Sekt angestoßen. Aber die Mauer war an dem Tag noch fast intakt. Die Leute aus dem Osten haben Westberlin gesehen, um sich anschließend für Ausreisegenehmigungen anzustellen. Ohne Papier kein Begrüßungsgeld. Das habe ich jedenfalls drei Tage später auch persönlich erlebt, als ich von der Weltgeschichte gleichermaßen eingeholt, motiviert und gezwungen war, in die DDR zu fahren, um dabei zu sein, wie Geschichte entsteht. Aber dazu kehren wir noch zurück. Die Anfänge liegen nämlich ganz woanders, und zwar im spezifischen Verhältnis der sozialistischen Brüder zueinander, was die unterschiedlichen Reaktionen auch erklären mag.

Die sozialistischen Bruderländer waren ein in jeder Hinsicht merkwürdiges Gebilde. Von Shanghai bis an die Elbe haben wir uns verstanden, misstraut und beneidet. Völlig verschiedene Kulturen wurden von einer Generation auf die andere gleichgeschaltet. Historisch gesehen über Nacht. Und es hat geklappt. Der Journalist aus China konnte uns nichts erzählen, was wir nicht sofort als unser eigenes Problem erkannt hätten. Der polnische Lehrer bekam genauso selten Ersatzteile zu seinem Fahrzeug wie die bulgarische Ärztin. Man hat in den sozialistischen Warenhäusern

überall mit der gleichen zitternden Stimme nach Waren gefragt, die es nicht gab. *Nyet, nyema, není, nincs* und *gibt es nicht* (höflicher *hammanet*). Die Negationspartikel der Brudersprachen waren allen Ostreisenden wohlbekannt, auch wenn man in den betreffenden Sprachen nicht einmal *Guten Tag* sagen konnte. Wie ähnlich oder gleich diese Dinge des Lebens auch waren, dürfen wir die liebenswürdigen und reizenden Unterschiede, die das Leben in dieser provisorisch ewigen Welt lebenswert und bunt machten, auch nicht außer Acht lassen. Man konnte sich z. B. gegenseitig besuchen! Und zwar (bis auf den *Großen Bruder*) nicht nur betrieblich, freundschaftszugmäßig organisiert, sondern ganz privat. Die kleinen Probleme, die mit dem Geldwechseln zusammenhingen (Tagessatz, Ausfuhr genehmigung, zwei Tage Schlangestehen um *ceskoslovenské koruni* oder *blgarski leva* zu ergattern) konnte man schnell vergessen, wenn man einmal im Land seiner Träume ankam.

Aber noch größer war das Erlebnis der Heimfahrt. Welch eine Freude, orangefarbene Plaste und Diarahmen aus der DDR, Tannenbaumschmuck aus Prag, Rasierer aus Moskau, Turnschuhe und raschelnd sausende Trainingsanzüge aus Komárnó und Humpolec usw. mit prickelnder Spannung über die Grenze zu schmuggeln. In der DDR waren Werkzeuge, Taschenlampen, Blockflöten, Akkordeons und Gewürze billig, (um Schuhe und Seifenserzeugnisse gar nicht zu erwähnen); dafür gab es in Ungarn westliche Seifenserzeugnisse (für die billige DDR-Seifenschale), leuchtende Pullover und digitale Uhren (mit leuchtendem Zifferblatt), vom dekadenten Schallplattenangebot ganz zu schweigen.

Wie oft musste ich dem DDR-Zöllner auf dem gerade geschmuggelten Akkordeon Lieder vorspielen, um zu zeigen, dass es mein persönliches Instrument ist? (Was für ein glücklicher Zufall, dass ich wenigstens ein Instrument spielen konnte! Vom Erlös konnte ich mir einen Drittelurlaub bereits leisten.) Wie oft musste ich mein übriggebliebenes Geld in meine Unterhose stecken, damit ich mich keines Kapitalverbrechens schuldig mache. (Etwas, was ich leider immer noch tun muss, wenn ich zehn Mark oder HUF über die genehmigte Summe habe. Beispiel: am 14. August 1995 ca. 10 Uhr 12 am Grenzübergang Vámoszabadi/Medvedovo hat mich der diensthabende Genosse Zöllner 22! Minuten nach nichtdeklarierten Forints durch und durch gefilzt. Sein Pech: Meine Unterhose war am besagten Tag devisenfrei.)

Die Unterschiede waren aber bei weitem nicht rein materieller Natur. Ob es bewusste Politik oder Zufall war, können nur die Experten sagen, aber fest steht, dass man sich sowohl beneidet als auch bemitleidet hat. Während die Ungarn zwar bescheiden, aber doch alle drei Jahre die nicht-

sozialistische Welt für einen großzügigen Monat erleben durften, bekamen die DDR-Bürger schneller eine Wohnung. Hier ein Westbuch, da eine Blockflöte. Die Beispiele ließen sich – zwar nicht beliebig – aber doch fortsetzen. Nun wollen wir aber unsere Aufmerksamkeit dem Augenblick der Wende widmen.

Es begann vor sieben Jahren. Im Januar 1988 wurden die Ungarn plötzlich auf den Westen losgelassen. Ob der Gedanke Eigenprodukt des Landes oder östlicher Import war, wissen nur die Experten. Immerhin war diese Maßnahme eine Verletzung der Spielregeln, was für viele zu weit ging. Praktisch unbegrenzte Westreisen konnte man nicht einmal mit Hunderten von Akkordeons ausgleichen. Mit ca. 100 DM herkunftsbestätigtem Vermögen und Angabe der Anzahl der Übernachtungen, (sowie des Mädchennamens der Mutter und der Postleitzahl,) konnten die ungarischen Touristen den burgenländischen Dörfern zu einem florierenden Wirtschaftsboom verhelfen.

Meine erste reformsozialistische Westreise führte jedoch nicht zu ›Elektro-Horváth‹, ›Kaffee-Kovács‹ oder ›Südfrüchte-Szabó‹ in Nickelsdorf, sondern ins sagemumwobene Westberlin. Zitternden Herzens betrat ich die S-Bahn in der Friedrichsstraße und spähte nach dem ersten Zeichen der verbotenen Stadt. (Im Gegensatz zum übrigen Bundesgebiet konnten ungarische Touristen Westberlin noch schwieriger als den Rest des Westens erreichen.)

Das magische Signal begegnete mir in der Gestalt eines Schafes, das aller Wahrscheinlichkeit nach einem türkischen Gastarbeiter gehörte. Vom Verlauf der Mauer konnte man nämlich nicht feststellen, wo der Osten aufhört und der Westen beginnt. Das Schaf aber war ein sicheres Zeichen. In dem Augenblick das Symbol Westberlins sozusagen. Im Ostteil der Stadt gab es keine Schafe. So was! Ein Schaf in der Hauptstadt!

Als uns die Nachricht von der Wende erreichte, war ich in Ungarn. Dass das Ereignis mit Sekt begossen wurde, habe ich bereits erzählt. Wie es zur Wende in der DDR kam, will ich an dieser Stelle nicht erörtern. Hier soll genügen, dass im letzten Quartal des Jahres 1989 die Berliner Mauer ohne Schüsse und Bußgelder zum ersten Mal seit ihres Bestehens erfolgreich bestiegen wurde.

Im Oktober 1989 fuhr ich gleich nach Leipzig, wo mein Wendetourismus beginnen sollte. Da ich in der Zeit eine feste Arbeitsstelle als Lehrer hatte, musste ich mich krank schreiben lassen. Meine Klasse ist also für eine historische Woche allein geblieben, und ich bin in Leipzig angekommen.

(Natürlich mit einem billigen sozialistischen Bruderflugticket.) Die Stadt war wie leergefegt. Nur vor den Tankstellen herrschte aus verständlichen Gründen ein ungewöhnliches Durcheinander, man musste ja volltanken, der Westen ist teuer, und nur die öffentlichen Verkehrsmittel können unentgeltlich mit DDR-Papieren benutzt werden, Benzin gibt es nicht für einen Personalausweis. Ein anderer Grund war, dass Gemisch im Westen seit einigen Jahrzehnten nicht mehr so populär und damit schwieriger zu tanken war. In den Fahrersitzen der Busse und Straßenbahnen saßen brave Soldaten, die die Massenverkehrsmittel durch die Geisterstadt lenken mussten, während die Berufsfahrer in Westberlin oder Hof weilten. Leere Straßenbahnen auf leeren Straßen also. Obwohl sechs rote Fahrscheine immer noch eine Mark kosteten, gönnte ich mir diesmal eine Schwarzfahrt. Die Kontrolleure waren ja in Hof oder Westberlin und wurden von ihren Westkollegen als DDR-Bürger nicht kontrolliert. (Diese wohlüberlegte und humane Maßnahme sowie mein ostblockiges Outfit haben mir auch manch schöne unentgeltliche Stadtfahrt in Westberlin beschert. Die Kontrolleure mussten mich gar nicht nach meinem Ausweis fragen, meine Kleidungsstücke waren Ausweis genug.) Die Leere der Stadt hat sich auch auf die gastronomischen Einrichtungen erstreckt. Man hätte – ohne platziert zu werden – einfach einen Platz in einer Gaststätte bekommen, wenn die Kellner und Köche nicht gerade in Hof oder Westberlin geweilt hätten. Ich fuhr also schwarz zu meinem Freund, der bereits in Hof aber noch nicht in Westberlin war, was wir am darauffolgenden Tag schleunigst nachholen wollten. Am Abend gab es Westfernsehen und das Programm dazu im ›Neuen Deutschland‹. Wo vor einiger Zeit noch über unmenschliche Schlepperbanden und bewusste Opfer berichtet wurde, wurde jetzt über Fernsehprogramme informiert. Die Sender konnten Sendezeit sparen; die Programme mussten nicht mehr mühselig und zeiträuberisch vom Bildschirm abgeschrieben werden.

Leipzig, Hauptbahnhof sechs Uhr morgens ›MESZ‹. Der Zug nach Berlin fährt um sieben Uhr. Normalerweise reicht viertel vor sieben, wenn man sitzen und halb sieben, wenn man einen Fensterplatz haben will. Aber heute ist ein besonderer Tag. Wir sind schon um sechs auf dem Bahnhof, aber bei weitem nicht auf dem Bahnsteig. Der ist nämlich rammelvoll. Clans, Großfamilien, Stämme, Kulturverbände, und wie die menschlichen Gemeinschaften alle heißen, sind anwesend. Wir sind noch in der Welt der Bruderländer. Das ganze sieht genau so aus wie zehn Monate früher in Ungarn. Opa, Oma, Tante, Onkel schnell raus aus dem Altersheim und ab geht die Post! Ihr wartet schön brav bis wir die Tiefkühltruhe und ein paar

tragbare Radios gekauft haben und dann erlebt der Zöllner sein blaues Wunder: Fünf Personen und nur eine Tiefkühltruhe Marke ›Gorenje‹. Problematisch ist nur, wenn zollmindernde Personen vor dem Erwerb der Truhe sterben. (Für Leichen gibt es keine Vergünstigung.) In Leipzig ist die gesamte Belegschaft sämtlicher Altenheime, Kinderkrippen und -gärten aus einem anderen Grunde um diese frühe Stunde auf den Beinen: Wegen des magischen Begrüßungsgeldes. Es wird sich bald herausstellen, dass die DDR mehr Einwohner als ganz Europa hat, wenn man pro Kopf 100 DM Begrüßungsgeld rechnet. Vor lauter Kinderwagen und Rollstühlen ist die Fortbewegung auf dem Bahnsteig nicht gerade einfach. Einige versuchen, durch die Fenster ins Innere der Waggons zu geraten, andere klettern aufs Dach und wiederum andere wollen sich einfach durchprügeln. Obwohl der Lautsprecher ununterbrochen und mit unermüdlicher Energie wiederholt, dass alle 15 Minuten Züge nach Berlin fahren, will die Menschenmenge in diesen einen Zug hinein. Ich kenne solche Szenen nur aus Kriegsfilmen und warte lieber vor dem Zeitkino bis sich alles legt. Aber plötzlich über-tönt eine kräftige Männerstimme alle Lautsprecher, Dachkletterer und Fensterboxer. Ein Familienvater samt Ehefrau und zwei Kinderwagen steht am Bahnsteig, hält seinen rechten Arm hoch und lässt unkenntliche Papierfetzen in der Luft flattern: »Ich habe Platzkarten«, dröhnt es aus seinem Mund und für eine Sekunde scheint alles stillzustehen. Doch die souveräne, durch Montagedemos abgehärtete Menschenmenge lässt sich nicht mehr gängeln und herumkommandieren: »Hau ab«, »Weg hier«, und ähnliche Rufe lassen den Platzkarteninhaber leiser werden und verschwinden. Wir sehen uns eine Stunde später im vierten Zug des Morgens nach Berlin wieder.

In der Hauptstadt der DDR herrschte Mauerfieber. Jeder wollte nach drüben, aber das war doch nicht so einfach wie in der ersten Nacht. Man musste sich zunächst etwas in den Ausweis stempeln lassen. Und damit begannen die neuen Probleme. Als wir die Mauer endlich passieren wollten, sind wir schon zu dritt gewesen, ein österreichischer Kollege hat sich uns angeschlossen. Bei den neu eröffneten Grenzübergängen durften nur DDR-Bürger rüber, am Checkpoint Charlie nur Ausländer. Allein die Friedrichstraße bot uns allen einen sicheren Übergang. Ordnung musste auch in diesen Tagen sein.

(Diese Probleme waren später im Laufe der Wende auch nicht gelöst. Wir haben im darauffolgenden Januar noch mal versucht, die Berliner Grenzen locker zu handhaben. Als erstes wollten wir das Brandenburger Tor ausprobieren. Mit dem DDR-Pass gab es keine Probleme. Mich hat der Grenzsoldat woanders hingeschickt, nachdem sich herausstellte, dass ich nicht

mehr in der DDR studiere. »Hier dürfen nur Deutsche die Grenze passieren«, hat er schließlich festgestellt. Der Sammelbegriff *Deutsche* für DDR-Bürger und BRD-Bürger hat mich zunächst überrascht, aber noch größer war meine Verblüffung als er meinen österreichischen Kollegen ohne weiteres passieren lassen wollte. »Sie sagten doch, hier dürften nur Deutsche rüber«, hat dieser krampfhaft versucht, seine verlorene Identität zurückzuerobieren. »Stimmt«, klang die kurze Antwort. »Wollen Sie oder wollen Sie nicht?« »Nein, ich will nicht, ich gehe zum Ausländerübergang«, entschied sich der Österreicher. Zum Glück hätte er dann beim ›Checkpoint Charlie‹ als anständiger Nichtdeutscher übergehen können, was seine Ehre schließlich doch gerettet hat. Aber da konnten wir wegen unseres Berliner Freundes nicht rüber. Als wir vor den Augen der Grenzsoldaten durch ein Mauerloch geschlüpft sind, hat keiner was gesagt. Dafür waren sie ja nicht zuständig. Nun aber zurück zur Geschichte.)

Endlich waren wir dann drüben. Das erste, was wir gesehen haben, waren die Suppenküchen, die für die hungernde Bevölkerung der östlichen Stadthälfte schnell aufgestellt wurden. Aber die wahrscheinlich doch nicht so ausgehungerte Ostbevölkerung hat diese gastronomischen Einrichtungen einfach ignoriert, man sah nur ortsansässige Obdachlose und bunthaarige Jugendliche, (sicherlich nicht aus dem Osten,) Suppe löffeln. Die Besucher waren woanders. In Banken und Sparkassen und beim Aldi. Begrüßungsgeld abholen und Südfrüchte kaufen. An dieser Stelle muss ich gestehen, dass an dem Tag auch mein Freund dreimal sein Begrüßungsgeld abgeholt hat, und dass es nicht viermal war, lag nur daran, dass die Banken auch schließen mussten.

Uns ist einiges aufgefallen, aber am auffälligsten waren die Produkte, die nun endlich gekauft werden konnten. Getränke in Dosen! An vielen Stellen in Westberlin konnte man in den Tagen Leute sehen, die aller Welt demonstrieren wollten: Wir trinken Dosencola! Wir trinken Fanta aus der Dose! Warum gerade die getränkehaltigen Metall Dosen kultischen Wert erlangten, ist mir bis heute schleierhaft. Aber der Dosenkult war mir schon aus Ungarn bekannt. In bestimmten Kreisen musste es einfach Dose sein. (Ich bin mir sicher, das Publikum weiß, was diese Bevölkerungsschicht heutzutage in jeder erdenklichen Situation in der Hand hält.) Damals waren es die Coladosen (nicht mehr mit K, Gott sei Dank!), die den großen Macher markierten. Das moderne Symbol ist etwas teurer, aber viel imposanter. Dosen also in jeder Menge und überall. Auf den Autos, in den Händen der Besucher, in durchsichtigen Plastiktüten, einfach überall. Die anderen Produkte waren nicht so auffällig. Keiner hat Bananen oder Schokolade herumgezeigt. Wie interessant, dass sich konsummäßig das

wiederholt hat, was sich in Ungarn anderthalb Jahre zuvor abgespielt hatte! Die elektrischen Geräte kann ich noch verstehen. Man muss ja einfach ein paar Radios und Kassettenrecorder besitzen. Aber die Dosen?! Von dem Augenblick an hatten wir wieder ein gemeinsames Schicksal. Es konnte an den, der das Abendland früher nicht kennengelernt hatte, alles verkauft werden.

Die Dosen sind heutzutage ein fester Bestandteil unseres Lebens geworden, wie es einst die Mauer war. Beides ist nicht mehr brennend aktuell.

Bis zur Wiedervereinigung habe ich die DDR noch einige Male besucht, und jedes Mal war die Lage anders. Die Dinge haben sich genauso schnell vom einen Tag auf den anderen geändert wie der Wechselkurs zwischen DDR- und D-Mark. Dass man durch die Wende viel Geld verdienen konnte, ist mir leider erst spät klar geworden. Viel zu spät. Ab März 1990 musste ich mit dem Zug fahren, da die Flugtickets plötzlich nicht mehr so günstig waren. Während der langen Fahrt wurde ich von meinen zweifelhaften Mitreisenden immer über die neuesten Trends informiert. Im März 1990 gab es in den ungarischen Banken noch genügend DDR-Mark. Das nutzten die neuen ungarischen Unternehmer für Kapitalakkumulation, (wo soll das Geld in solchen Zeiten schon herkommen?), und kauften sämtliche Bestände auf. Auf jeder Zugreise habe ich neue Tricks erfahren, wo man größere Geldmengen verstecken und sicher über die Grenze bringen konnte. Die Anwesenden werden mir nachsehen, dass ich diese Tricks für mich behalte, man kann ja nie wissen. Also das Geschäft lief für viele prächtig. Aber im Juli war es vorbei. Die DDR hatte einen anderen Entwicklungsweg genommen, den sie in der Form der neuen Bundesländer heute noch fortsetzt. Ungarn teilt jetzt das Schicksal der anderen ehemaligen Bruderländer. Und im täglichen Leben sind die Ähnlichkeiten immer noch da. Man kann sich besuchen und sich über die kleinen Dinge des Lebens freuen. In Slowenien ist Alkohol ganz billig! In der Slowakei kann man noch sehr preisgünstig essen und in Rumänien das Auto reparieren lassen.

Die Wende war einerseits doch ein Ende. Das Land, wo wir studiert haben, existiert nicht mehr. Andererseits existieren die Universitäten, die Mensen, die Bibliotheken und unsere Akten. Aber heute nicht mehr mit der alten Funktion. Hoffentlich werden sie noch eine Weile aufbewahrt, ich habe meine noch gar nicht gesehen! Wenigstens dort wird die Stasi nicht um jeden Preis geschützt.

Wovon wird das Deutsche HOCH?

Ottó Korencsy

Januar 96

Von den Bergen natürlich, aber dies wissen nur die Eingeweihten. Damit alle, die dieses Blatt lesen, sich zu den Eingeweihten zählen dürfen, möchten wir das Hohe am Deutschen etwas näher erläutern.

Erstens ist erklärungsbedürftig, dass das Wort Hochdeutsch an und für sich zweierlei Bedeutungen besitzt; eine umgangssprachliche und eine wissenschaftliche. Was die umgangssprachliche Bedeutung betrifft, ist Hochdeutsch die Sprachform, die Deutsch lernenden Ausländern auf Kassetten zwecks Ausspracheschulung in die Ohren gedonnert vermittelt wird. Mit Kassettendeutsch und Nachrichtenphonetik im Ohr traut sich dann mancher Nichtgermane nichtsahnend ins Sprachland, wo er überhaupt nichts (noch nicht einmal Bahnhof) verstehen wird. Spätestens dort wird er begreifen, was die Leute vom Fach auch am Schreibtisch wissen und vom Katheder verkünden, nämlich dass das Hochdeutsche eine Abstraktion ist. Sie nennen es statt Hochdeutsch auch lieber Schrift- oder Standardsprache, denn Hochdeutsch bedeutet eigentlich die Gesamtheit derjenigen Dialekte, die die sogenannte zweite Lautverschiebung mitgemacht haben. (Keine Angst, es wird alles erklärt!)

Auch oberflächlich Gesinnten wird schon aufgefallen sein, dass bestimmten englischen (niederländischen, schwedischen, isländischen, usw.) Lauten bestimmte deutsche Laute entsprechen: *ten* = *zehn*, *twenty* = *zwanzig*, *make* = *machen*, *pepper* = *pfeffer* und viele andere. Die Laute *z*, *ch*, *pf* entstanden aus den urgermanischen Lauten *t*, *k*, *p*, jedoch nicht in allen mit dem Deutschen verwandten Sprachen, sondern nur in den Dialekten, die südlich der Achse Düsseldorf-Frankfurt/Oder gesprochen werden. Unsere Leser wissen, das z. B. in Berlin nach wie vor *ick(e)* gesagt wird, was ein Beleg dafür ist, dass das *k* nicht zu *ch* verschoben wurde.

Als Jacob Grimm diese Phänomene Anfang des 19. Jahrhunderts zwischen Rotkäppchen und Schneewittchen als Ablenkung wissenschaftlich untersuchte, musste er – wie es in solchen Fällen nun mal gewöhnlich ist – den Sachen auch entsprechende Namen geben. Da in der Zeit noch nicht herumhüpfende amerikanische Gangs das Non plus ultra der Kultur darstellten, konnte man noch einheimische Fachausdrücke ersinnen, und für

Grimm lag es auf der Hand, dass die geografischen Gegebenheiten der Dialektgebiete den besten Terminus für seine Zwecke liefern würden. Also nannte er die Dialekte, die auf erhöhtem Gebiet (in Süd- und Mitteldeutschland) liegen, hochdeutsch und diejenigen, die sich auf platter Fläche erstrecken dagegen niederdeutsch. So wurde *Hochdeutsch* ein sprachgeografischer Begriff.

Jetzt fragt man sich aber, wieso ausgerechnet die andere Bedeutung des Wortes eine Karriere machte? Die Antwort liegt in der Entstehungsgeschichte der deutschen Schriftsprache, die es ungefähr seit dem 17. Jahrhundert gibt. Das Wesen der Schriftsprache liegt in ihrer Überregionalität, d.h. dass sie von allen deutsch sprechenden natürlichen Personen zumindest verstanden wird. Mit dem aktiven Sprechen ist es schon komplizierter, da nicht alle Sprecher überregional kommunizieren wollen. Die aktiv beherrschte Schriftsprache wird dadurch zu einer Frage der Bildung.

Im Gegensatz zum Englischen, Französischen oder Spanischen konnte in Deutschland kein bestimmter Dialekt zur überregionalen Sprachform werden, da Deutschland mit ein paar hundert Staaten etwas zersplittert war, was eine Prestigeregion mit einem König und allem drum und dran nicht entstehen ließ. Mal thronte der Kaiser in Aachen, mal in Prag oder Wien, auf jeden Fall in verschiedenen Dialektgebieten. Im nicht besonders mobilen Mittelalter war eine überregionale Kommunikation nur für wenige notwendig, und die konnten eh Latein. Wozu also eine für alle verständliche Sprache?

Wie dem auch sei, im Spätmittelalter wächst das Bedürfnis an der Nationalsprache und das nicht nur im *Heiligen Römischen Reiche*. Immerhin wird der Buchdruck von einem gewissen Gensfleisch, genannt Gutenberg, erfunden und es wird mehr gelesen und geschrieben. Analphabetismus zahlt sich immer weniger aus, (im Gegensatz zu heute, wo man langsam gezwungen wird, Schreib- und Leseunfähige als Vertreter einer hyperentwickelten Hochkultur anzuerkennen), und der Mensch wird gleichzeitig fauler, Latein zu lernen. Mit der deutschen Bibel von Luther ist es getan, der Mensch muss einfach lesen können. Der deutsche Mensch liest also und entdeckt langsam, dass er nicht alles Deutsche versteht. Die verschiedenen Dialekte wirken sich etwas störend aus, und auch die Buchdrucker sind nicht hoch erfreut darüber, dass die Bücher aus sprachlichen Gründen nicht überall verständlich, also verkaufbar sind. Im 17. Jahrhundert sorgen sogenannte Grammatiker, Wörterbuchschreiber und andere normbewusste Personen dafür, dass in der Schrift eine sogenannte Ausgleichssprache entsteht, die alle lesen können. Diese überregionale Sprache entsteht aus süd- und mitteldeutschen, also hochdeutschen Elementen und wird den Norddeutschen

teilweise mit Gewalt aufgezwungen, die die Sprache von der geschriebenen Form her lernen müssen und daher für Nichtdeutsche viel verständlicher sprechen als Mittel- und Südgermanen.

An diesem Punkt sehen wir die Verknüpfung beider Bedeutungen des Wortes *Hochdeutsch*. Aus dem geografisch motivierten Ausdruck entsteht ein stilistischer Begriff, in dem sowohl der konkreten als auch der übertragenen Bedeutung von *Hoch* Rechnung getragen wird.

Nostalgietour in Leipzig

Das alte Leipzig erlebt man nur noch in der gastronomischen Einrichtung ›VEB‹, die sich ihrem Namen trotzend aller Wahrscheinlichkeit nach in privater Hand zu befinden scheint. Aber ein Blick auf die Speisekarte genügt, und wir sind bereit (SEID BEREIT!) von dieser Unannehmlichkeit abzusehen, da die erste Speise schwarz auf weiß SOLJANKA ist. Nur DM 4,50!

Szóke/Fixl
September 96



P.S.: Die Soljanka schmeckt nach Heinz Ketchup. Hoffentlich versteht dies Anett Tubik als Aufforderung zum wiederholten Engagement beim Fasching.

Ágnes Szóke
Renáta Fixl



Alte Sprüche – neuer Sinn (oder mit ›RGW‹-Philosophie in die EU)



Generalsekretär mal anders ... als Fußmatte in dem Lokal ›VEB‹

Trotz Westdesign riecht's im Wohnheim (Str. d. 18. Oktober, Haus 3) nach Soja und Knoblauch. Bob Marley ist immer noch IN. Die Fassaden sind neu, im Wetter ist aber keine Wende eingetreten. Es regnet ununterbrochen, wie in den alten Zeiten...



... so verließen wir nass den Sektor.

Speisekarten übersetzt: Das Auge lacht mit

Ottó Korencsy
Februar 98

Wahrscheinlich ist der Verfasser dieses kleinen Artikels nicht der einzige, dem die gekonnten deutschen Übersetzungen ungarischer Speisekarten einen echten kulinarischen Vorgenuss verschaffen. Hierbei meinen wir nicht das Problem der Unübersetzbarkeit der meisten Gerichte, was sich keinesfalls auf Ungarn beschränkt. Denn jede Küche verfügt über Spezialitäten, die sich in eine fremde Sprache dermaßen schwierig umsetzen lassen, dass man besser daran tut, die Bezeichnung der unbekannteren Köstlichkeit in der Originalsprache zu lernen. Dies betrifft in erster Linie diejenigen, die für den etwas anderen Geschmack offen sind, also nicht die Ungarn oder Italiener, denen essensmäßige Abweichungen während eines Auslandsaufenthaltes in der Regel Höllenqualen bereiten und sie nach dem zweiten Tag in der Fremde von fetten Bohnensuppen oder Pasta träumen lassen. An dieser Stelle sei an eine elfköpfige ungarische Delegation erinnert, die sich geweigert hatte, die herrlichen (und vom Gastgeber bezahlten!) Rumsteaks zu essen, da um die Mittagszeit im deutschen gastronomischen Etablissement kein Brot aufzutreiben war.

Aber hier möchten wir uns dem Thema widmen, wie das Unmögliche gewagt und ausgeführt wird: Die Übersetzung ungarischer Speisekarten ins Deutsche. Was hierbei unbedingt erwähnt werden muss, ist, dass sich die teureren Restaurants in Bezug auf die Qualität der Übersetzung keinesfalls von den auch auf Touristen eingestellten Kaschemmen unterscheiden. Worauf das liegen mag, bleibe dahingestellt. Gastwirte sind letzten Endes keine Linguisten und vertrauen aller Wahrscheinlichkeit nach dem fachlichen Können der Übersetzer. Und wir wünschen uns ja gar nicht, dass übereifrige Gäste Bemerkungen machen, denn so ginge uns eine Riesensumme Spaß verloren. Aber das tun die Gäste sowieso nicht, weil sie ja doch keine Spielverderber sind.

Nun eine Kostprobe aus den bestgelungenen Versuchen.

Es war wohl ein ungeübter (oder mit spracherzieherischen Talenten versehener) Übersetzer, der auf die Anweisungen des Wörterbuches auch auf der Speisekarte nicht verzichten wollte:

eBrühe mit (rész.) sWachtelei

sWienerschnitzel mit eKartoffeln(tsz.)

rGänsebraten.

(Lösung des Rätsels: Im benutzten Wörterbuch werden die zum Stichwort gehörenden grammatischen Informationen folgendermaßen angegeben: r = der, e = die, s = das, rész. = Dativ, tsz. = Plural).

Unter den Speiselinguisten befinden sich auch wahre Wortbildungstalente, deren Schöpfungen von der Dudenredaktion (zu Unrecht!) immer wieder missachtet werden. Ist es nicht herrlich, *savanyíság* in Sauerkeit, *májas* in leberig, *almás pite* in apfeliger Kuchen, *erőleves* in Kraftsuppe, *fejes saláta* in geköpfter Salat, *fogolysült* in Gefangenenbraten und *lucskos káposzta* in schmutziges Kraut wiederzuerkennen?

Völlig im Zeichen des Fremdwortpurismus stehen folgende Wortbildungen: *Aufgeblasenes* (statt Soufflé) und *Scheitkartoffeln* (pommes frites).

Wehe, wenn einem ungarischen Wort mehrere deutsche Stichwörter im Wörterbuch entsprechen, denn in diesem Falle muss man in einem Alternativrestaurant *Schriftsteller statt Buttermilch* trinken, im Ungarischen heißt nämlich beides *író*. (Wir haben volles Verständnis für die Essgewohnheiten anderer Kulturen, aber einen Schriftsteller könnte man bestenfalls essen.)

Wahrscheinlich spielte die Kenntnis der französischen Sprache die dominante Rolle bei der Übersetzung von *hurka* in Hourca (aber wozu die Großschreibung?), und der späthumanistische Snobismus lässt sich auch nicht verleugnen, wenn wir plötzlich *Clausenburger gefülltes Kraut* auf der Speisekarte erblicken.

Aber am schlimmsten sind doch die exotischen Fantasienamen, deren deutsche Entsprechungen im seltensten Fall die handelsüblichen Wörterbücher bereichern. Hier kann die Kreativität des Übersetzers Flügel bekommen und die grenzenlose schöpferische Freiheit genießen.

Aber auch hier sehen wir lahme Versuche, indem ungarische Wörter einen vermeintlich korrekten deutschen Lautkörper bekommen:

Kotschonie (kocsonya)

Gube mit Mohn (mákos guba)

Rigojantschi (rigójancsi)

Tarhonie (tarhonya) oder

Strapatschke (sztrapacska).

Unverständlich bleibt dagegen, warum *Pörkölt* in dieser Form recht selten auf Speisekarten erscheint, obwohl dieses Wort seit geraumer Zeit auch im Duden verzeichnet ist, und zwar in dreifacher Form jedoch immer neutral (s!!!), nämlich als Pörkel, Pörkelt oder Pörkölt, (die Betonung liegt auf der ersten Silbe).

Unseres Erachtens gehören auch *Maschinenschinken* und *Schweinkäse* zur Gruppe der zu beachtenden Neubildungen, und zum Schluss möchten wir den Lesern unseren letzten Fund auch nicht vorenthalten, den im Zeichen der politischen Korrektheit stehenden *Romabratén*.

Und hier kommt unsere Aufgabe:

Wie hätten die oben zitierten Meister folgende deutsche Gerichte ins Ungarische übertragen?

Tote Oma, Kalter Hund, Würzfleisch mit Käse überbacken,
Blumenkohlaufauf, Seemannspasteten, Königsberger Klopse,
Leipziger Allerlei, Dresdener Stollen, Schlachteplatte,
Rostbratwurst mit Pommes und Mayo, Hausmacher-Leberkäse,
pikant angerichteter Schweinekamm.

Tolle Preise winken (örült árák integetnek)!
(Der Rechtsweg ist ausgeschlossen).

Zollgeschichten

Ottó Korencsy

Januar 99

Grenzen sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren. Es gibt aber wohl bis auf den heutigen Tag kaum einen Osteuropäer, der völlig angst- oder beklammungsfrei durch eine Staatsgrenze zu gehen imstande wäre. Selbst im Besitz tadelloser Reisedokumente, halbleerer Koffer und trotz (oder wegen) zahlreicher Reiseerlebnisse hegen diejenigen, die vom Schicksal diesem Erdteil zugeteilt wurden, den Gedanken, beim Überqueren einer Grenze etwas Verbotenes oder zumindest Verdächtiges zu tun, obwohl die Zeiten (wenigstens augenblicklich) vorbei sind, in denen man wegen zwei Paar Nylonstrümpfen oder eines in der Unterhose versteckten Taschenrechners beim Erblicken eines Zöllners erhöhten Blutdruck und Herzklopfen bekam. Nicht nur bei meiner Generation, die die vergangenen dreißig Jahre mehr oder weniger bewusst erlebt hatte, erwecken Staatsgrenzen mulmige Gefühle. Auch die Vertreter jüngerer Jahrgänge, die bereits mit der 1988 für uns eingeführten Reisefreiheit sozusagen sozialisiert wurden, erzählen von Abenteuern, die die von uns empfundenen Gefühle bestätigen. Eine Staatsgrenze und die mit ihr verbundenen Institutionen werden nach wie vor von einem Hauch des Mystischen umhüllt. Es liegt anscheinend nicht an früheren Erfahrungen, dass sich der Auslandsreisende manchmal wie ein kleines Kind vorkommt, das etwas angestellt hat und nach der Tat der Mildtätigkeit der Eltern ausgeliefert ist. Unsere schlechten Erfahrungen lassen sich zum Teil auf den Umstand zurückführen, dass es in der gar nicht so weit zurückliegenden Vergangenheit nicht sonderlich leicht war, die notwendigen Reisedokumente zu bekommen. Mitte der 80er Jahre hätte ich z. B. nach Nepal fahren können, eine Bekannte verbrachte dort einige Zeit in einem Gebirgsdorf und lud mich zu einem Besuch ein. Nichts wie hin, dachte ich und sparte mir die notwendigen Finanzen mit Mühe und Not zusammen. Aber als ich mich nach den Ausreisebedingungen erkundigte, wurde mir mitgeteilt, dass ungarische Staatsbürger offiziell nicht nach Nepal fahren können, und wenn ich es trotzdem versuche, bekomme ich nie wieder einen Reisepass. Das war wenigstens klipp und klar gesagt. Nie gesagt wurde dagegen, was Reisende mitnehmen und mitbringen dürften, und was als illegal galt. Was das eine Mal konfisziert worden war, erweckte beim nächsten Übergang nicht ein-

mal die Aufmerksamkeit der Kontrolleure. (Mein kleiner Wärmestrahler, der kalte Wohnheimmächte hätte mildern können, wurde im Zug ohne weiteres beschlagnahmt, nicht dagegen die Drehbank eines Mitreisenden, die neben dem Wärmestrahler im Abteil platziert war.)

Vielleicht war es gerade diese Unsicherheit, die seitens der Behörden in die Seele der Reisenden eingepflanzt und fleißig wachgehalten wurde, die uns irritierte, und die wir bis heute nicht loswerden können.

Aber es muss nicht gleich unbedingt Angst sein, Abenteuer am Zoll haben wohl alle, die einmal in ihrem Leben im Ausland waren, erlebt. Diesbezüglich lässt sich nur so viel sagen, dass alle Staatsgrenzen und Zeiten in Abhängigkeit von den politischen Konstellationen – Staatsgrenzen sind ja letzten Endes eine politische Erfindung – spezifische Situationen hervorrufen, die an Ort und Stelle von den Betroffenen mit ohnmächtiger Wut und Handlungsunfähigkeit erlebt und später meistens in ironische Abenteuer verarbeitet werden. Es gehört auch zur Sache, dass man mit der Zeit auch die gewisse Naivität aufgibt, die man früher in Bezug auf bestimmte Länder pflegte. Was man nicht kannte, schien immer anständiger und problemloser zu sein, und erst die persönliche Begegnung mit dem vermeintlichen Ideal schuf die Leichtgläubigkeit ab. Die Geschichten, die von Ohnmacht und Verständnislosigkeit zeugen, werden wohl alle verstehen, die einmal auf der Passagierseite einer Grenzstation standen. Im Lichte solcher Erfahrungen scheint es keine Rolle zu spielen, wann und wo sich die Geschichten abspielen, im Endeffekt kommt es auf dasselbe heraus, nur die Uniformen werden ab und zu erneuert. Ost und West reichen sich die Hand.

1. Zeitungen

Flüge und Bahnfahrten zwischen Ungarn und der DDR waren wie bekannt äußerst günstig. Vor allem, wenn man auch noch einen gültigen Studentenausweis besaß. Aber auch ohne ein solches Dokument bedeutete es nicht den definitiven finanziellen Ruin, ein Ticket zu besorgen. Ein Lehrer z. B. (und dieser Berufsstand gehörte in der östlichen Hemisphäre wohl nie zur Kaste der Schwerverdiener) konnte sich bis Ende der 80er Jahre von seinem bescheidenen Lohn immer noch vier Flugtickets im Monat leisten, vorausgesetzt, er hatte sonst keine Ausgaben. Für marktwirtschaftlich (um)geschulte Ohren mag dieser Umstand vielleicht nach einer Horrorvorstellung klingen, und es war sicherlich völlig unwirtschaftlich für den Staat und für die Fluggesellschaften, aber wen hat das schon als Passagier

gekümmert. Und wenn man von einigen mehr oder weniger illegalen Mitbringseln alles finanzieren konnte, waren dem Fluggenuss praktisch keine Grenzen gesetzt. Den potentiellen Mitbringseln waren jedoch ziemlich enge Grenzen gesetzt, die man manchmal beim besten Willen und mit den besten Tricks nicht überschreiten konnte. Dem heutigen Leser mögen unsere damaligen Abenteuer vielleicht lächerlich und kleinkariert erscheinen, aber für uns war damals alles bitter ernst.

Während im Ungarn der 70er und 80er Jahre vor allem technische Güter und Bücher von Emigranten mit Vorliebe konfisziert wurden, genossen in der DDR Zeitschriften westlicher Herkunft die höchste Aufmerksamkeit der Grenztruppen. In Kenntnis der Tatsache, dass der Inhalt der Zeitungen jeden Tag über den Bildschirm flimmerte, erschien uns diese Regelung etwas unlogisch und unverständlich, die Informationen im Fernsehen waren ja immer viel aktueller als das gedruckte Wort. Wie dem auch sei, haben wir fast jedesmal, wenn wir aus Ungarn in die DDR reisten, westliche Zeitungen mitgenommen. Es schien niemanden sonderlich zu interessieren, die Zöllner waren eher auf Pullover eingestellt, die den absoluten Schlager in den Koffern der in der DDR arbeitenden ungarischen Gastarbeiter ausmachten. Es handelte sich um neonfarbene Kleidungsstücke aus Kunstfasern in allen Schattierungen des Regenbogens, die anscheinend nie zu befriedigende Ansprüche stillten und der Menge wegen vor allem mit der Bahn transportiert wurden. Im Schnitt nahm ein Gastarbeiter zwanzig Pullover mit, die unter den Mitreisenden verteilt wurden, pro Kopf fielen drei oder vier Stück nicht auf. Jeder wußte, was los war, aber alles lief im Sinne der Vorschriften. Diejenigen, die für die Zeit der Zollkontrolle ein paar Pullover als ihre eigenen deklarierten, wurden für ihren Mut natürlich auch belohnt; an jedem Bahnhof, wo der Zug hielt, gab's Bier als Gegenleistung. Auf diese Weise konnten die Studenten nicht nur die Realität des Gastarbeiterdaseins sondern auch die Qualität der Biere zwischen dem Keleti und dem Zielbahnhof kennenlernen.

Mit dem Flieger hat alles nur halb so viel Spaß gemacht. Der Flug dauerte nur kaum über eine Stunde und die Pullover hätten auf dem Flughafen ja auch ziemlich schwer verteilt werden können. Nichtsdestoweniger konnte aber auch ein Flug für interessante Erfahrungen sorgen, wie wir später sehen werden.

Mitte der 80er Jahre kannte ich jemanden in einem ungarischen Hotel, der mir eine Woche alte (westliche) Zeitungen besorgen konnte. Der Preis dieser Zeitungen war nämlich dermaßen hoch, dass man, sagen wir für drei ›Spiegel‹, bereits ein Flugticket kaufen konnte. Dann bin ich lieber geflogen. Ich war also ein dankbarer Abnehmer aller Zeitungen, vor allem weil

ich Sprachen studierte und das gedruckte fremde Wort nötig hatte. Die Hotelzeitungen hatten aber eine Besonderheit; ihre oberen rechten Ecken waren abgeschnitten, damit man sie nicht weiterverkaufen konnte. Na ja, auf die Ecke konnte ich schon verzichten.

Die Zeitungen hatten wir immer im Koffer verstaut, und selbst wenn wir zum Öffnen des Gepäckstückes aufgefordert wurden, musste der tiefere Inhalt bei der Kontrolle nicht zwangsweise auffallen. Dieser Praxis folgten wir einige Jahre, bis einer von uns aus lauter Unbekümmertheit (Blödheit) alle Zeitungen in einer durchsichtigen Plastiktüte mitnahm. Er flog sofort auf, und was die Sache noch verschlechterte war, dass die anderen vom Vorfall gar nicht wussten, und so blieb keine Zeit für vorbeugende Maßnahmen übrig.

Einige Tage nach dem Unglückstrip meines Freundes begab ich mich auch auf den Weg und packte wie gewöhnlich einige eckenlose Zeitungen ein. Blauäugig wie immer überreichte ich nach der Ankunft in Leipzig meine Papiere den befugten Personen, die mich ungewöhnlich und verdächtig lange anschauten. (Zugegeben, mein Passbild war ca. fünfzehn Jahre früher gemacht worden.) Aber das Schlimmste stand mir noch bevor. Mein Koffer wurde sehr intensiv und mit vorwurfsvollen Blicken gemustert, was Böses ahnen ließ. Ich behielt recht in meinen Vermutungen, denn kurz darauf wurde ich aufgefordert, meinen Koffer zu öffnen. Es dauerte nicht lange, bis die versteckten Presseerzeugnisse unter frisch gebügelten Hemden und Hosen sichtbar wurden. Als hätte mein Zöllner bereits alles geahnt! Er verzog keine Miene, nahm die Zeitungen in die Hand und betrachtete sie mit einem halb siegreichen, halb kritischen Blick. Es begann ein Frage- und Antwort-Spiel, eine spannende Diskussion, bei der der Sieger von vornherein prädestiniert war.

- »Was ist denn das?«, fragte er schließlich.
- »Zeitungen«, sagte ich.
- »Wo haben Sie die denn her?«
- »Vom Zeitungskiosk.«
- »Warum ist die Ecke abgeschnitten?«
- »Na ja, die Zeitungen sind alt, und so kann man sie wahrscheinlich nicht im Antiquariat verkaufen.«
- »Hm, was haben Sie mit den Zeitungen eigentlich vor?«
- »Wissen Sie, ich möchte sie lesen.«
- »Solche Zeitungen darf man in die DDR nicht einführen.«
- »Wirklich? Es steht doch in der Schlussakte von Helsinki, dass...«
- »Verboten und fertig.«

»Wir müssen jetzt ein Protokoll aufnehmen. Wollten Sie mit dem Zubringer in die Stadt fahren?«

Diese Frage musste er stellen, denn der Busfahrer stand bereits ungeduldig vor der Tür und fragte, ob er abfahren dürfte. Alle anderen Passagiere sitzen nämlich schon im Bus und müssen jetzt warten.

- »Ich möchte mit dem Zubringer in die Stadt fahren«, sagte ich.
- »Gedulden Sie sich noch ein bisschen«, antwortete mein Gesprächspartner dem Busfahrer, der kurz darauf hinausging.
- »Also, haben Sie diese Tätigkeit bereits früher ausgeführt?«
- »???«
- »Haben Sie bereits früher Presseerzeugnisse nichtsozialistischer Herkunft in die DDR eingeführt?«
- »Ja, schon.«
- »Was haben Sie mit den Presseerzeugnissen gemacht?«
- »Ich habe sie gelesen.«
- »Wo?«
- »Wo ich sie gerade dabei hatte, meistens im Wohnheim.«
- »Wo wohnen Sie denn?«

Hier folgten einige persönliche Fragen, die der offiziellen Amtshandlung einen Hauch von Menschlichkeit verleihen sollten. In der Richtung, was ich studiere, wie lange, ob ich mich in der DDR wohlfühle und Ähnliches.

- »Hatten außer Ihnen auch andere Personen Zugang zu den Zeitungen aus dem nichtsozialistischen Währungsgebiet gehabt?«
- »Mein Mitbewohner.«
- »Was ist das für einer?«
- »Er kommt aus Frankreich.«
- Diese Antwort schien ihn zu beruhigen.
- »Was haben Sie danach mit den Zeitungen gemacht?«
- »Wonach?«
- »Nachdem Sie sie gelesen hatten?«
- »Ich habe sie weggeworfen.«
- »Wohin?«
- »In eine Mülltonne.«
- »In welche?«

Ich habe den Zubringer noch geschafft.

(Die Geschichte geht auf ein Erlebnis von Zoltán Tubik zurück.)

2. Schwarze Eier

Wenn man sich an Studentenwohnheime gewöhnt, eröffnen sich einem bis dahin nicht geahnte Möglichkeiten, die Welt in ihrer vielbesungenen Buntheit kennenzulernen. Im klassischen Wohnheim, wo sich eine Vielfalt von Nationen auf kleinstem Raum aufhält, lassen sich Sitten und Bräuche beobachten, die auf Touristenreisen nie sichtbar werden. Die echten Sachen erlebt man im Alltag, in der Küche vor allem, aber auch in der Dusche oder sogar auf dem Klo.

So habe ich auch persönlich entdeckt, dass die Ungarn wahrscheinlich doch aus Asien stammen. Diese Erkenntnis verdanke ich keinen umfassenden anthropologischen Studien sondern den Beobachtungen, die ich in der Wohnheimküche gemacht habe. Seit langem höre ich von Deutschen, die eine bestimmte Zeit in Ungarn verbracht haben, dass kein anderes Thema die Ungarn so interessieren, begeistern aber auch niederschmettern kann wie das Essen. Für einige war es ein richtiger Kulturschock, dass in einer durchschnittlichen ungarischen Familie sofort nach dem Aufwachen übers Essen diskutiert wird. Beim Frühstück werden Gedanken über das Mittagessen gemacht, nach dem Frühstück wird gekocht, am Nachmittag eingekauft, eventuell vorgekocht und besprochen, wer was wo für wieviel Geld bekam. Manchmal gedenkt man kulinarischer Horrortrips im Ausland, wo mit Reis gefüllte Tomaten oder Krabben auf den Tisch kamen und die gute Bohnensuppe oder das Schmalzbrot erst lange Wochen später wieder genießbare Wirklichkeit wurden.

Dieses Verhalten hielt ich für typisch ungarisch bis zu dem Zeitpunkt, als ich den chinesischen Alltag erleben durfte. Ich bin den Primat des Essens über alle anderen Dinge gewohnt, aber wie diese Lebensart bei den Chinesen perfektioniert wird, war diesmal für mich ein Kulturschock. Was in der winzigen Küche aus ganz und gar unexotischen Zutaten hervorgezaubert wurde, kann an dieser Stelle nicht beschrieben werden. Dafür wurde aber auch Tag und Nacht gearbeitet. Von frühmorgens bis spätabends wurde geputzt, gehackt, geschmort und gebraten. Teils von linguistischer teils von kulinarischer Neugierde getrieben, habe ich gleich nach meiner ersten Begegnung mit dem penetranten Duft von echter Sojasoße die ersten Kontakte mit meinen neuen Nachbarn geknüpft. Linguistisch habe ich von der Situation bis auf einige Schimpfwörter (die aber in mehreren Dialekten!) nicht sehr viel profitiert, um so mehr dagegen kochkünstlerisch. Ein weiterer Vorteil für mich bestand darin, dass im großen Topf immer etwas übrig blieb, womit mein ehrlich gestandener (Kultur-)hunger beinahe jeden Tag

gestillt werden konnte. Ich konnte dermaßen aufwendige Sachen genießen, die in Chinarestaurants in der Regel gar nicht angeboten werden. Ein solches Ding wurde *Klebereis* genannt, der tatsächlich tagelang vorbereitet werden musste, und den ich bis auf den heutigen Tag vergebens auf den Speisekarten suche. Eine weitere Köstlichkeit waren die schwarzen Eier, die in der einschlägigen Fachliteratur auch hundertjährige oder tausendjährige Eier genannt werden. In Deutschland waren diese Produkte aus irgendwelchen lebensmittelgesetzgeberischen Überlegungen für den Handel nicht zugelassen, so mussten sie im Wohnheim privat hergestellt werden. Die Prozedur dauert keine hundert Jahre, aber fast.

Als die Tage meiner Abfahrt immer näher heranrückten, wollten mir meine Küchenkollegen neben einem Abschiedsessen mit Klebereis – versteht sich – auch ein Abschiedsgeschenk machen. Ich bekam zehn schwarze Eier. In Kenntnis der Herstellungsweise das Edelste, was ich mir nur denken konnte.

Am Tag der Abfahrt dachte ich mir nichts besonderes dabei, als ich meine Manteltaschen mit den Eiern vollstopfte. Ich befürchtete, dass die Eier im Koffer kaputtgehen könnten, und so hätte ich mit ihnen zu Hause niemanden beeindrucken können, was ich im Sinne hatte. Man muss ja immer etwas vorzeigen können, was andere nicht haben. Wenn einem kein tolles Auto oder ein dickes Konto zum Angeben zur Verfügung steht (tanzen kann ich übrigens auch nicht), dann muss man es eben mit schwarzen Eiern versuchen. Die hat schließlich nicht jeder im Kühlschrank stehen, dachte ich mir. So einfach war es aber wiederum auch nicht.

Die Probleme begannen am Flughafen Frankfurt/Main, gleich bei der Passkontrolle. Mein Zug hatte Verspätung, und ich musste mich ziemlich beeilen, wenn ich nicht auf einem Flughafenstuhl die Nacht verbringen wollte. Solche Nächte können nämlich viel länger dauern als gewöhnliche Nächte. Dem jungen Mann bei der Passkontrolle fiel meine Nervosität sicherlich auf, denn er begann mich gründlich auszufragen. Wieviel Zeit ich denn in der Bundesrepublik Deutschland verbracht hätte, (er hat es sicherlich bedauert, dass die offizielle Bezeichnung des Landes nicht noch weiter attributierfähig ist), wieviel Geld mir zur Verfügung stünde, wo ich genau gewesen wäre, welche Leute ich kennengelernt hätte. Als ich ihn höflich informieren wollte, dass mein Flieger in wenigen Minuten ginge, teilte er mir lapidar mit, dass es ihm scheinbar egal sei. (Ein netter Bürger in Uniform.) Aber ich war letzten Endes vor der Kontrollkabine für die extraEUischen Länder, was meine Handlungsmöglichkeiten wesentlich einschränkte. Aber schließlich hatte er doch Erbarmen mit mir und ließ mich zur Sicherheitskontrolle weiterlaufen. Dort die übliche Prozedur und ich

hätte gleich weiterrennen können, wenn dem kontrollierenden Beamten meine prall gefüllten Taschen nicht aufgefallen wären. Ich musste die schwarzen Eier auspacken. Zum besseren Verständnis der Sachlage muss ich zugeben, dass diese Dinger in ein (tatsächlich verdächtig wirkendes) Gemisch aus Ton und Stroh eingehüllt sind, was sie eigentlich wie frisch aus dem Boden ausgebuddelte Handgranaten aussehen lässt. Der Kontrolleur starrte etwas verduzt auf meine Schätze. Ich sah schon, dass ich zu Hause niemandem mehr imponieren würde, obwohl ich mir alles so schön ausgemalt hatte. Es sollte ein richtig gemütlicher Abend mit Mandelhuhn, acht Köstlichkeiten und schwarzen Eiern als Vorspeise werden. Und statt dessen wird jetzt die Vorspeise konfisziert. Auch die anderen Sicherheitsbeamten haben sich inzwischen um die geheimnisvollen Gegenstände geschart und stellten mit Verwunderung fest, dass der Metalldetektor nicht reagieren wollte. Schließlich wurde ich gefragt, was die Dinger eigentlich seien.

»Schwarze Eier«, war meine Antwort.

»Kann man die essen?«, fragte der Kontrolleur.

»Natürlich, sie schmecken sogar sehr gut«, sagte ich.

»Wissen Sie«, sagte der Kontrolleur, »wenn Sie eins von den Dingen essen, können Sie den Rest mitnehmen, aber ich suche eins aus«.

Ich hatte keine andere Wahl als ein Ei zu verzehren, wenn ich die restlichen neun für den geplanten gemütlichen Abend retten wollte. Ich wollte sowieso nicht alle auf einmal essen. Und wenn der Abend anders als geplant ausgehen sollte, hätte ich für die Zukunft auch noch ein paar Trümpfe in der Hand. (Es ist traurig, aber ich habe die geretteten Eier schließlich doch allein gegessen. Wenn ich wieder einen solchen Abend planen sollte, werde ich garantiert ganz unexotisch Bohnensuppe oder Krautrouladen kochen.)

Alle warteten darauf, was jetzt passieren würde. Einige entfernten sich ein wenig, vielleicht knallt's doch noch. Mir ist inzwischen klar geworden, dass ich die Nacht ohnehin im Flughafengebäude verbringen würde, und da ich so wenig Zeit wie möglich auf den unbequemen Sitzgelegenheiten verweilen wollte, fing ich ein Spiel an.

»Wissen Sie, die Eier schmecken eigentlich nur mit Sesamöl und Sojasoße«, sagte ich dem Sicherheitsbeamten.

Er schien begriffen zu haben, was ich vorhatte, denn er sagte ganz kurz:

»Mal sehen was sich machen lässt«, und verschwand.

Nach zwei Minuten kam er mit einer Flasche in der Hand zurück.

»Sesamöl hatten die nicht, aber die Sojasoße können Sie haben«, sagte er und überreichte mir die Flasche.

Ich fing an, ein Ei aus der harten Packung herauszuschälen. Alle Herumstehenden schauten der nie vorher gesehenen Prozedur aufmerksam zu. Als ich fertig war, bat ich um ein Taschenmesser, denn das Ei wollte auch fachmännisch aufgeschnitten sein. Das Aussehen des zum Essen vorbereiteten Eis erntete eine allgemeine Bewunderung. Das Eiweiß sieht nämlich durchsichtig schwarz aus und auf ihm zeichnen sich eisblumenartige Muster ab. Man muss nur darauf achten, dass das Eiweiß nicht vom Eigelb getrennt wird, dann sieht das Ganze eben stümperhaft aus, was den Geschmack jedoch keinesfalls beeinträchtigt. Abschließend begoss ich das gevierteilte Ei mit Sojasoße und aß es auf.

Es hat gereicht, und ich durfte mir ein Nachtlager im Inneren des Gebäudes suchen. Ich fand einen halbleeren Stuhl, auf dem ich die Nacht verbrachte. Mein Nach(t)bar war ein Chinese, der seinen Flug auch verpasste. Ich habe ihn nicht gefragt, ob er Klöße zum Angeben in seinem Gepäck hatte.

3. Picasso

Zu meinem Unglück musste ich ausgerechnet einige Tage vor Weihnachten 1989 mit dem Auto nach Deutschland fahren. Vor der Fahrt hielt ich die Gelegenheit keinesfalls für ein Unglück, ich freute mich vielmehr darauf, Weihnachtsgeschenke zu kaufen. Die Hinfahrt war lang, aber die Rückfahrt noch länger. Das lag vor allem am *Gorenjefieber*, einer ärgerlichen Epidemie des Winters 1989 von dem ganz Ungarn befallen zu sein schien. Der Name bezeichnet einen Kühlschrank, der in der besagten Zeit magische Kräfte besitzen musste, da er auf dem Dach eines jeden aus Österreich heimkehrenden Autos zu sehen war. Die Mitnahme hierzulande bis dahin schwer erhältlicher Güter erlebte nach dem Durchlässigerwerden der ungarischen Grenze eine echte Blütezeit. Es fing mit den sagemumwobenen Bananen an und erstreckte sich von Kaffee über Radios bis hin zu schrottreifen Kraftfahrzeugen. Was gerade *IN* war, verrieten handbemalte Täfelchen, die zwischen der Grenze und Shopping-City-Süd oder Huma alle nach Wien führenden Wege auf eine sonderbare und zugleich originelle Art schmückten.

Der Kaufrausch übte übrigens auch eine positive soziale Wirkung aus, da die im Ausland erworbenen Schätze nach der Anzahl der im Auto sitzenden Personen verzollt wurden, wurden die ungarischen Altersheime praktisch völlig von ihren Insassen befreit. Den Reisenden fielen auf einmal die seit Jahr und Tag aus dem Gedächtnis getilgten alten Familienmitglieder (als

zollmindernde Faktoren) wieder ein. Diese tragikomische Situation wiederholte sich ein Jahr später auch auf deutschem Boden, als die Bewohner der Altersheime für das Begrüßungsgeld einen Ausflug von den Verwandten spendiert bekamen.

Mein Besuch in Deutschland war erfolgreich, ich konnte alles Berufliche und Private erledigen, sogar für Geschenke blieb mir Zeit und Geld übrig. Jeder Bescherungskandidat bekam etwas Schönes und Originelles. Für meine Tante habe ich eine eingerahmte Reproduktion von Picassos *Les Tuileries* ausgesucht, ein nettes Bild mit Kindern, die in Begleitung einer jungen schlafenden Dame mit kleinen bunten Schiffen im Wasser spielen und sich darüber offensichtlich freuen. Das Verstauen des Bildes im Kofferraum war nicht einfach, und so lagen Picassos Kinder auf den Koffern und Weißbierdosen ganz oben und warteten in der Kälte darauf, endlich an der Wand hängen zu dürfen. Die lange Strecke zwischen Heidelberg und der österreichisch-ungarischen Grenze erwies sich diesmal als erträglich, ich habe nämlich von der Mitfahrzentrale zwei Reisebegleiter vermittelt bekommen, die die Ödnis der Autobahn mit Leben erfüllten. (Dass der eine auf dem Rücksitz Cola verschüttete und meinen eleganten Bezug verunreinigte, fiel mir erst später auf. Auf jeden Fall ist Cola besser als Sauerkrautsaft, der früher einmal auch von meinem Rücksitz verschlungen und monatelang ausgeatmet worden war.)

Dass am Hauptgrenzübergang Nickelsdorf irgendwas nicht stimmte, fiel mir erst auf, als es zu spät war. Ansonsten hätte ich mir eine andere, kleinere Station ausgesucht. Mir ist es immer schleierhaft, warum die Reisenden immer den überfülltesten Grenzübergang wählen, wo sie manchmal stundenlang warten müssen, wenn es auch andere Möglichkeiten gibt. Kilometermäßig ist es natürlich kürzer, die Direktroute zu benutzen, aber keine Landstraße kann so schlimm sein wie die endlose Warterei. Und die Eintagstouristen, die nicht einmal bis zum Wiener Rennweg vordringen wollten, müssten es erst recht wissen. Zugegeben, ich habe das Radio auch zu spät eingeschaltet, was mir jetzt in der stinkenden, im Leerlauf brummenden Autokolonne teuer zu stehen kam. Aber die Landschaft, die sich mir während des Wartens offenbarte, werde ich nie vergessen.

Es war Abend, die Lichter der Grenzstation leuchteten durch den Nebel wie in einem Spionagefilm. Vor dem Gebäude, wie auf einer offenen Wiese standen Hunderte von Autos, und alle hatten einen Kühlschrank auf dem Dach. Im seltensten Fall war das Auto größer als der Kühlschrank. Es sah so aus, als würden Kühlschränke in der Luft schweben. Was müssen das für wundersame Geräte sein, dachte ich, wenn sie die gesamte Bevölkerung eines Landes in ihren Bann ziehen können. Ehrlich gesagt weiß ich bis

heute nicht, worin der unwiderstehliche Reiz dieser Apparate bestand. Vielleicht waren sie besonders günstig, oder es gab eine verständliche ungarische Gebrauchsanweisung unentgeltlich dazu. Vielleicht konnte man eine Reise gewinnen oder bekam eine Tube Zahnpasta oder einen multifunktionalen Bleistift umsonst, ich weiß es nicht. Im Gegensatz zu Bananen waren Kühlschränke auch in Ungarn erhältlich. (Meiner hält schon über zwanzig Jahre.)

Kaum verfliegen vier Stunden, und ich war schon an der Reihe. Wir waren schon dem Grenzsoldaten verdächtig, als wir ihm drei verschiedene Pässe vorlegten. Diese Situation muss ich übrigens jedesmal an jeder Grenze wieder erleben, wenn ich mit einer Person zusammen fahre, die einen anderen Pass besitzt.

Der Grenzer musterte uns mit einem stechend durchdringenden Blick und forderte mich auf, aus dem Auto zu steigen. Er wollte sich vergewissern, ob ich meiner im Pass angegebenen Körperlänge auch in der Wirklichkeit entspreche. Jetzt holt er noch ein Maßband, dachte ich mir, aber statt dessen richtete er eine Frage an mich:

»Wissen Sie, dass Sie einen Deutschen und einen Österreicher im Auto haben?«

Was soll man in so einer Situation schon sagen? Wenn ich es zugebe, mache ich mich der Mittäterschaft strafbar. Wenn nicht, glaubt er es mir sowieso nicht. Ich nahm schließlich all meinen Mut zusammen und sagte:

»Ja, ich weiß es.«

»Gut«, sagte er und gab uns unsere Papiere zurück. (???)

Aber so leicht sind wir doch nicht davongekommen. Wir fuhren etwa zehn Meter weiter, als wir von der Zollkontrolle angehalten wurden. Da ich weder tonnenweise Kaffee noch büschelweise Bananen mitführte, sah ich dem grimmigen Beamten freundlich lächelnd entgegen.

»Wo waren Sie?«, fragte er.

»In Heidelberg«, sagte ich.

»Was haben Sie gekauft?«

»Kleinigkeiten, Weihnachtsgeschenke.«

(Er konnte anscheinend nicht begreifen, dass ich keinen Kühlschrank auf dem Dach hatte, obwohl noch ausreichend Platz da war.)

»Öffnen Sie den Kofferraum«, lautete sein Befehl

(Wenn er jetzt sagt, dass ich den Motor abschalten soll, bin ich erst morgen früh zu Hause.) »Schalten Sie den Motor ab.« (Was habe ich gesagt?)

Er blickte ins Innere des Kofferraumes, wo ihm die spielenden Kinder Picassos mit ihren bunten Schiffen entgegenblickten. Seine eisige Miene ging in ein schelmisch selbstbewusstes Schmunzeln über.

»Na, was haben wir denn da?«, fragte er verschmitzt.

»Was denn?«, fragte ich zurück.

»Nehmen Sie dieses Bild aus dem Kofferraum und stellen Sie das Auto dort ab«, sagte er und deutete auf die Stelle, wo normalerweise gefilzt wird.

(Morgen esse ich bei meinen Eltern mittag, wenn ich bis dahin da bin.)

Wir marschierten mit Picasso in einen sehr offiziell aussehenden Raum, und ich legte das Bild auf einen höchst unfreundlichen, wahrscheinlich aus den sechziger Jahren stammenden Tisch.

»Wo haben Sie das Bild gekauft und wieviel hat es gekostet«, war seine erste Frage.

»In Heidelberg und es hat mit Rahmen 40 DM gekostet«, antwortete ich.

»Ein Picasso?!«, schrie er auf.

Das kann doch nicht wahr sein, dachte ich. Das Bild war eine schöne Reproduktion, unter dem Thema standen sogar der Name des Malers und der Titel des Werkes in gedruckten Buchstaben. Es kann doch nicht sein Ernst sein, dass es ein Original ist!

»Es ist eine Reproduktion«, entfuhr mir, »das sehen Sie doch!«

»Haben Sie die Rechnung?«

Es wird noch schlimmer. Die Rechnung habe ich nicht aufgehoben, selbst wenn ich später Fabrikationsfehler entdeckt hätte, hätte ich das Bild nicht nach Heidelberg zurückgebracht. Und bei 40 DM konnte ich auch auf die Mehrwertsteuer getrost verzichten, selbst bei einer größeren Summe hätte ich mich nicht zu den levitierenden Kühlschränken getraut, wo die Ausfuhrbestätigung erfolgte.

»Ich habe keine Rechnung, aber Sie können doch sehen, dass es kein Original ist«, versuchte ich dem Zöllner zu erläutern.

»Woher sollte ich es wissen?«, fragte er mich.

Das gibt's doch nicht. Am Ende nehmen die mich noch fest und ich muss für meine Tante ein anderes Geschenk suchen. Zwei Tage vor Weihnachten.

»Sie sehen doch, auf Originalgemälden steht der Titel nie gedruckt drauf«, sagte ich.

Diese Aussage schien Wirkung zu haben. Mein Gesprächspartner zeigte sich zum erstenmal seit dem Beginn unserer Konversation verunsichert. Er wandte sich hilfesuchend an seinen Kollegen.

»Józsi, komm mal her«, sagte er zu ihm.

Józsi kam und schaute auf das Bild. Ich wusste, dass das Schicksal meines Bildes nun in Józsis Händen lag. Er musterte das Bild misstrauisch und sagte zu mir:

»Das haben Sie doch aus einem Kalender herausgerissen, stimmt's?«

»Natürlich«, sagte ich etwas erleichtert.

»Ist schon in Ordnung, Pista«, sagte er zu seinem Kollegen. »Es ist doch ein Kalenderblatt.«

Pista war überzeugt, und ich konnte das Bild wieder einpacken und weiterfahren. Ich glaube, ich habe auch verstanden, warum alle anderen Kühlschränke mitnahmen. Sie fielen an dem Abend niemandem auf. Mit einem Kühlschrank auf dem Dach hätte ich zehn echte Picassos schmuggeln können.

4. Hundert Kronen

Die hundert Kronen sind hundert slowakische Kronen. So viel Strafe musste ich für eine Lüge bezahlen, die ich nicht unbedingt als Lüge eingeschätzt hätte. Aber an der Grenze bestimme nicht ich, was eine Lüge ist.

Ich war wieder einmal unterwegs nach Deutschland, und als ich im Radio hörte, dass man an der österreichisch-ungarischen Grenze mit drei Stunden Wartezeit rechnen müsse, entschied ich mich für einen kleinen Umweg über Bratislava. Obwohl ich dort gleich zwei Grenzen würde zu bewältigen haben, erschien mir diese Option als sinnvoll, da ich außer der kürzeren Wartezeit auch noch den Vorteil des etwas billigeren Tankens nutzen konnte. So bog ich von der Autobahn in Richtung Slowakei ab.

Die Grenze war tatsächlich leer und mir wurde auch nicht besonders viel Aufmerksamkeit gewidmet, und so befand ich mich nach der Erledigung der kurzen Formalitäten mit zwei frischen Stempeln im Pass auf slowakischem Hoheitsgebiet. Da ich auf einmal ungewöhnlich viel Zeit zur Verfügung hatte, wollte ich auch noch ein paar Dinge einkaufen, die in slowakischen Lebensmittelgeschäften angeboten werden. Knödelpulver, echten Parenicakäse, Sojasoße (warum die in Ungarn so teuer ist?), süßen Senf mit Körnern, aus der Tschechischen Republik importierten Becherovka und ähnliches. Die slowakischen Produkte genossen schon immer ein hohes Ansehen in meinem Kühlschrank, und sie wurden auch etwas langsamer internationalisiert und uniformiert als die ungarischen Erzeugnisse, wenn auch ich den besten Joghurt meines Lebens in der letzten Zeit nicht mehr in slowakischen Kühltruhen entdecken kann, wohl aber seinen langweiligen gesamteuropäischen Konkurrenten. Zum Glück lohnt es sich nicht, Knödel für den Weltmarkt zu produzieren, (ich hoffe, es wird sich nie lohnen), und so finde ich die beliebten weißen, pummeligen Knödelleibe immer noch an ihrer gewohnten Stelle im Lebensmittelgeschäft, eingewickelt in eine

durchsichtige Plastikhülle und ausschließlich in der Landessprache beschriftet. Dass mir so etwas irgendwann noch einen himmlischen Genuss bereiten würde, hätte ich mir vor zehn (was zehn, fünf!) Jahren nicht einmal im Traum denken können.

Aber diesmal kam ich nicht zum Einkaufen. Kaum zwei Kilometer hinter der Grenze hielten mich zwei uniformierte Personen an. Wie sich herausstellte, waren sie Zollbeamte (im Hinterland). Kein angenehmes Gefühl, selbst wenn ich kein schlechtes Gewissen hatte. Ich war weder zu schnell noch zu auffällig gefahren, war anständig angezogen, sogar das Auto war geputzt. Ich wurde auf Ungarisch aufgefordert, aus dem Auto zu steigen und meine Papiere zu zeigen. Sie wurden lange und sorgfältig studiert, aber offensichtlich stimmte alles, denn bis auf meinen Pass bekam ich alles zurück. Dies ließ Schlimmes ahnen. Und tatsächlich, der eine fragte mich, was ich im Auto hatte.

»Nichts besonderes«, war meine Antwort.

»Ich fahre für ein paar Tage nach Deutschland und habe nur persönliche Sachen dabei.«

»Wieso fahren Sie über die Slowakei nach Deutschland?«, war die nächste Frage.

Auf diese Frage habe ich schon gewartet. Eine mögliche Antwort, dass der Weg von Ungarn nach Deutschland auch über die Slowakei führen kann, kam mir nichtssagend vor. In den Tagen fuhr ich sowieso alle Ungarn nur nach Österreich. Statt dessen sagte ich, dass ich die slowakische Küche liebe und einige exotische Zutaten besorgen wollte.

Diese Antwort war sehr verdächtig. Ich wollte also das Land ausplündern. Aber es war schon zu spät.

»Sie haben also nichts Besonderes dabei«, sagten Sie.

»Nein.«

»Öffnen Sie den Kofferraum.«

(Der Ausdruck *Bitte* scheint auch hier ein Fremdwort zu sein, aber daran habe ich mich schon überall gewöhnt).

Ich öffnete den Kofferraum und der Uniformierte schaute hinein. Ich hatte tatsächlich nur wenig Gepäck, das aus einem Koffer und einer großen, festen und leer zusammengefalteten Plastiktüte bestand.

»Und das ist für Sie nichts Besonderes?«, fragte der eine.

»Was denn?«

»Was Sie hier alles drin haben.«

»Was soll denn dran so besonders sein«, fragte ich.

»Sie zahlen hundert Kronen Strafe, weil Sie gelogen haben.«

Schon wieder die gleiche Ohnmacht und Wut, die ich immer spüre, wenn

ich weiß, dass ich gar nichts tun kann. Soll ich meinen Botschafter verlangen, die Semantik des Wortes ›besonderes‹ erläutern, einen Sitzstreik beginnen?

»Aber was hätte ich Ihrer Meinung nach sagen sollen«, fragte ich verzweifelt, obwohl ich wusste, dass das Ausmaß der Strafe mit jedem neuen Wort nur wachsen würde.

»Wenn Sie weiterreden, zahlen Sie zweihundert Kronen«, wurde mir zum Verständnis gegeben.

»Ich habe noch gar kein Geld gewechselt«, sagte ich und versuchte, die Situation zu retten.

»Da drüben gibt es einen Kiosk, da können Sie Ihr Geld wechseln«, teilten mir beide mit.

Ich drehte mich um und ging zum Kiosk. Die Verkäuferin wusste bereits, worum es ging, denn sie fragte mich nur, wieviel ich wechseln wollte.

»Hundert Kronen«, sagte ich, obwohl der Kurs gar nicht so schlecht war. Aber irgendwie ist mir der Appetit auf Knödel vergangen.

»Da haben Sie noch Glück gehabt, ein Österreicher hat eben tausend Schilling Strafe bezahlt«, sagte sie.

Glück im Unglück, die Strafen werden anscheinend progressiv nach Herkunft und Autotyp gestaltet. Aber auf der anderen Seite hielt ich meinen Wagen doch für vornehmer.

Ich ging zu den Uniformierten zurück, bezahlte meine Strafe und bekam meinen Pass zurück.

»Und lügen Sie uns nicht noch einmal an!«, lautete die Abschiedsformel der Gesetzeshüter.

Zum Glück sind slowakische Knödel – wenn auch teurer – inzwischen auch in Ungarn erhältlich.

5. Luxemburg und Europa

Luxemburg ist klein wie diese Geschichte, aber dafür sind die meisten Straßen dort so kurvenreich, dass einem zwanzig Kilometer wie woanders zweihundert vorkommen. Gut ausgebaute Autobahnen gibt es auch, aber sie führen nun mal nicht direkt zu den Schätzen des Mittelalters, die ich an einem Sommernachmittag unbedingt besichtigen wollte. Mein Weg führte auch am kleinen Städtchen Schengen vorbei, und die deutsch-luxemburgische Grenze sah tatsächlich nur symbolisch aus. Wo die andere Seite liegt, war nur an den zahlreichen Tankstellen zu sehen. Ich fuhr also gemächlich am Tankstellenwald vorbei und versuchte, erste Eindrücke von einem mir

bis dahin unbekanntes Land zu sammeln. Die sind nämlich wichtig, später fallen Besonderheiten überhaupt nicht mehr auf, zumal heutzutage zwischen Irland und dem Bosphorus von Tankstellen bis Werbeplakaten so ziemlich alles einen uniformierten Einheitshauch hat.

Es kam aber nicht zum gemütlichen Betrachten, da mir von der Grenze erst unbemerkt dann offensichtlich ein Auto folgte, das mich auch überholte und zum Anhalten brachte. Schon wieder das Gleiche. Willkommen in Europa. (Ich weiß, sie tun nur ihre Pflicht.)

Aus dem Auto vor mir stieg ein verdächtig nach Behörde aussehender (natürlich uniformierter) Mann und kam auf mich zu. Ich kurbelte das Fenster herunter, und wir schauten uns eine Weile wortlos an. Es kam mir vor, als würde ich ihn irgendwie irritieren. Ein Mensch mit zwei Ohren, einer Nase, zwei Augen, Händen, Füßen in einem Auto mit einem dermaßen komischen Kennzeichen. Unverständlich. Vielleicht dachte er auch, dass ich der menschlichen Artikulation nicht fähig sei, denn er sagte gar nichts. Der Schock war zu groß, und er wurde nur noch größer, als ich ihm schließlich »Guten Tag« sagte.

»Wieso sprechen Sie Deutsch?«, fragte er.

»Ich bin Germanist, es ist ein Berufsschaden«, sagte ich, was er aber nicht lustig fand.

»Was machen Sie hier?«, war seine nächste Frage.

»Ich mache einen Ausflug, ich möchte nach Echternach, ich beschäftige mich mit Sprachgeschichte und da gibt es ein berühmtes Kloster.«

»Aha, ich bin von der Grenzpolizei und möchte ihre Papiere sehen.«

Ich gab ihm alles, was er nur sehen wollte.

»Bei Ihnen ist doch Krieg, oder?«, fragte er etwas verunsichert.

(Wenn es in Amerika passiert wäre, hätte ich alles bejaht, aber hier?!)

»Eigentlich nicht, der Krieg ist weiter südlich, im ehemaligen Jugoslawien«, klärte ich ihn auf.

»Und gehören Sie nicht mehr dazu?«, wollte er wissen.

»Nein, nicht mehr«, beruhigte ich ihn.

»Wo wohnen Sie hier?«, lautete seine nächste Frage.

»Zur Zeit bin ich in Saarbrücken für ein paar Wochen, und ich war noch nie in Luxemburg, so dachte ich, ich gucke es mir mal an.«

»Wo sind Sie heute abend?«, fragte er.

(Will er mich zu einem Bier einladen?)

»Wenn mein Auto mitmacht, in Saarbrücken«, sagte ich ihm.

»Welche Strecke wollen Sie fahren?«, erkundigte er sich.

»Ich weiß nicht, ich kenne mich noch nicht so gut aus.«

Die ganze Konversation begann ihm peinlich zu werden. Dass er trotz des komischen Kennzeichens keinen Verbrecher vor sich hatte, war ihm ungefähr klar. Aber die Kontrolle musste ja gerechtfertigt werden, und da er keine sinnvollen Fragen mehr stellen konnte, stellte er eben solche.

»Was sprechen Sie in Bulgarien eigentlich für eine Sprache?«, setzte er die Inforunde fort.

»Bulgarisch«, sagte ich (der Balkan bleibt Balkan).

»Na schön, Sie können weiterfahren.«

Ich wünschte ihm noch einen schönen Tag und fuhr los.

Echternach war echt schön.

Beitrittserklärung

Die von Ihrer Mitgliederversammlung angebotene Ehrenmitgliedschaft im ›Verein deutscher Akademiker aus Ungarn e. V.« als ehemaliger ungarischer Student der Universitäten in Karlsruhe, München und Leipzig in den Jahren 1926 bis 1930 nehme ich hiermit dankend an.

Es würde mir eine große Freude sein, wenn auch weiterhin zahlreiche begabte Studenten aus Ungarn ein Studium in Deutschland absolvieren könnten.

Zur Verwirklichung Ihrer Zielsetzungen wünsche ich Ihnen gute Arbeit und viel Erfolg.

Mit freundlichen Grüßen



Prof. Dr. Edward Teller

Dr. Edward Teller ist leitender Forscher an der Hoover-Institution, Stanford University, California und Berater und emeritierter Direktor des Lawrence Livermore National Laboratory in Livermore, California.



Edward Teller

April 99

Meine Studienzeit in Deutschland

Im Jahr 1926, einige Tage vor meinem achtzehnten Geburtstag ging ich nach Karlsruhe, um Chemotechnik zu studieren. Neben Laborarbeiten besuchte ich auch andere Lehrveranstaltungen, von denen die Vorlesungen von Hermann Mark, einem Gastprofessor, der für die deutsche Industrie arbeitete, die hervorragendsten waren. Seine Vorlesungen haben mein Interesse an Kernphysik stark angeregt, und so kam ich nach einem kurzen Aufenthalt in München als ein Student von Heisenberg in Leipzig an.

1930 bekam ich meinen Dokortitel in theoretischer Physik und 1931 eine Assistentenstelle in Göttingen, wo ich mit den Professoren Euken und Franck zusammenarbeitete. Nachdem Hitler 1933 zum Reichskanzler gewählt worden war, verließ ich Deutschland in Richtung England.

In Deutschland beschäftigte ich mich in erster Linie mit den quantenmechanischen Grundlagen der physikalischen Chemie. Ein Großteil dieser Tätigkeit hing mit den Vibrationsstrukturen der Spektren der polyatomaren Moleküle zusammen.

Abgesehen davon denke ich, dass das Verständnis der Quantenmechanik und der vielen neuen Vorstellungen, die in die klassische, rein deterministische Modelle der anorganischen Welt eingeführt wurden, sowohl die betreffende Zeit als auch meine ganze Laufbahn nachhaltig prägten. Ich bin überzeugt, dass die Leistungen von Heisenberg und Bohr sowohl für die Philosophie als auch für die Physik von grundlegender Wichtigkeit sind, und dass sie von den Denkern dieser Welt noch nicht völlig bearbeitet worden sind.

Obwohl Bohr kein Deutscher war, übte er auf die Physik in Deutschland einen besonders großen Einfluss aus.

Im allgemeinen Wissenschaftsverständnis nimmt der Umstand, dass die Wissenschaft nachweisbare Tatsachen entdeckt, eine zentrale Bedeutung ein. Diese Meinung ist vertretbar, jedoch vermag die Wissenschaft auch neue Denkansätze zu begründen, die nicht nur neu sind, sondern häufig den allgemein verbreiteten Auffassungen widersprechen. In der Physik gibt es drei klassische Beispiele dafür.

Erstens geht es um Kopernikus (in Polen), nämlich dass sich die Erde bewegt. Wie unvorstellbar diese These damals war, beweist die Geschichte

von Galilei. Kepler war der einzige Deutsche, der in diese Geschichte eingewickelt war.

Die zweite Revolution der wissenschaftlichen Vorstellungen begann mit Einstein im 20. Jahrhundert. Immanuel Kant, einer der größten deutschen Philosophen betrachtete Zeit und Raum (in ihrer prärelativistischen Form) als a priori gegeben; ohne diese – sagte er – wäre es unmöglich, zu denken. Einstein hat diese Vorstellung jedoch geändert, indem er die Vorstellungen von der Simultaneität revolutionär neu formulierte und die allgemeine Relativität mit dem gekrümmten Raum einführte, um die Gravitation zu erklären.

Die dritte und vielleicht größte Revolution war die Quantenmechanik, die unsere Vorstellungen über Kausalität geändert hat: die Zukunft kann nicht vorausgesagt werden, höchstens, was wahrscheinlich eintreten könnte. Diese, in erster Linie von deutschen Physikern wie Heisenberg entwickelte Idee war derart schwer zu akzeptieren, dass sich sogar Einstein dagegen wandte: »Ich kann mir zwar vorstellen, dass Gott die Welt nach irgendwelchen Prinzipien lenkt, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er mit Würfeln spielt.«, sagte er. In meiner wissenschaftlichen und praktischen Tätigkeit spielte die Quantenmechanik eine grundlegende Rolle.

In Deutschland hat die Machtübernahme durch Hitler den Fortschritt der Physik praktisch zerstört. Viele Wissenschaftler jüdischer Herkunft (unter ihnen ich) verließen Deutschland. Für die deutsche Wissenschaft bedeutete dies einen wesentlichen Verlust, jedoch keine Katastrophe. Dass die Nazis großen Physikern, wie Heisenberg, feindlich gegenüberstanden, hatte katastrophale Konsequenzen. Deutschland war nicht mehr der Mittelpunkt des Fortschrittes in der Physik.

Zum Schluss möchte ich noch ein äußerst wichtiges Thema aufgreifen, mit dem ich nur als Außenseiter in Berührung kam; die misslungene Entwicklung der Kernwaffen in Deutschland.

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg suchte Heisenberg Bohr auf und erzählte ihm von der Möglichkeit der Kernwaffen. Er äußerte den Wunsch, dass ein internationales Abkommen die Entwicklung dieser Waffen verhindern sollte. Leider hatte Bohr diese Äußerung missverstanden und verbreitete die Nachricht, Heisenberg und andere deutsche Wissenschaftler arbeiteten an der Entwicklung von Kernwaffen. Aber die Dinge lagen ganz anders.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Heisenberg und Planck zusammen mit anderen führenden deutschen Wissenschaftlern in England interniert, und Gespräche mit ihnen wurden aufgezeichnet. Da diese Aufzeichnungen bis vor kurzem geheimgehalten wurden, kam ich erst vor einigen Jahren an sie heran. Die Gespräche verraten eine beachtenswerte Tatsache.

Anfang August 1945, als Hiroshima bombardiert wurde, wurden die deutschen Internierten darüber informiert. Sie wollten es nicht glauben. Sie arbeiteten nur an Kernreaktoren, jedoch nicht an nuklearen Sprengstoffen. Sie fragten, ob die Amerikaner einen Kernreaktor auf Hiroshima geworfen hätten.

Einige Tage danach rief Heisenberg all seine Kollegen zusammen und sagte, dass es doch möglich wäre, dass Hiroshima durch eine Atombombe zerstört wurde. Er erklärte dann die möglichen Mechanismen und Schwierigkeiten. Es ging um Probleme, mit denen wir seit Beginn der Arbeiten vertraut waren. Was Heisenberg sagt, ist der eindeutige Beweis dafür, dass er vor August 1945 nicht an nuklearen Sprengstoffen gearbeitet hatte.

Ich bin wirklich froh, an der frühen sprunghaften Entwicklung der Quantenmechanik in Deutschland teilgenommen zu haben. Ich halte es für eines der größten geistigen Verbrechen Hitlers, dass er diese Entwicklung im Keime erstickt hat.

Edit und der Spirelli-Salat



Edit spirelli salátája négy személy részére:

Egy csomag csigatésztát megfőzök. Hozzáadok egy csomag karikára vágott virslit, darabokra vágott ecetes uborkát és zöldborsót. Tetszes szerint kaporral, sóval, borssal ízesítem és a végén kevés olivaolajjal meglocsolom.

Edit Nagy
Zs. Pozsonyi

September 99

Helyreigazítás – Richtigstellung

Az előző számban előfordult sajnálatos tévedésért Pozsonyi Zsuzsa tagtársunktól ezúton is elnézést kérünk. Véletlenül elvitattuk tőle a spirellisaláta szerzői jogát. Ez beláthatatlan következményekkel járt volna a gasztronómiai kutatások terén, és károsan befolyásolta volna egyesületünk – de legfőképp a kórus – fejlődését. Szerencsére ő észrevette, és most megosztja velünk az egyetlen, igazi és hamisítatlan receptet:

Szóval. A spirellisalátához először is összeöntünk egy veidlingban egy közepes üveg »Z« borsót, levével együtt, kis kockára vágott virslit, és ugyanakkorára vágott ropogós koviubit, vagy hordós ecetes, vagy sós, (de semmiképpen sem csemege) ubit. Apróra vágott sok-sok kaprot szórunk bele, ha a borsó nem úszott 4x100-at a lében, egy kis ubilét is tehetünk hozzá, lazán összekeverjük.

A spirellitésztát sós vízben fogkeményre főzzük, azonnal leöntjük a levét, és hideg vízzel felöntjük a fazekat újra és újra, így elérjük, hogy a tészta ne legyen ázalékos, iszamos. Végül, ha a tészta már hideg, leöntjük róla utoljára a vizet, és lazán, érzéssel (és két puszta kézzel) belekeverjük a veidling tartalmát. Hűtőbe tesszük.

Tálalás előtt érdemes fedőtől a lábost párszor megforgatni. A salátába a híresztelésekkel ellentétben sem bors, sem semmilyen olajfésesség vagy egyéb zsiradék nem való.

»Mein D« – Die Ausstellung unseres Vereines

Éva Szanyi

September 99



Kaffee, Kuchen und gepflegte Konversation machen nicht nur Spaß, sie können auch mal für gute Ideen sorgen. So ist die Vorstellung über eine Gruppenausstellung anlässlich des 10. Jahrestages der deutschen Wiedervereinigung entstanden, die parallel zu unserer Jahreskonferenz »Wende ohne Ende« veranstaltet wurde.

Viele von uns haben an verschiedenen Kunsthochschulen studiert, die meisten jedoch an der »HGB« (Hochschule für Grafik und Buchkunst) in Leipzig. Am Anfang fiel es den Organisatoren schwer, die Sache in Schwung zu bringen, da die Künstler ein angenehmes und unverbindliches Zusammensein vielmehr zu Zwecken der Nostalgie als denen der Kunst nutzen wollten. In der so geschaffenen Atmosphäre kamen die alten Geschichten immer wieder auf, und so kam es zum entscheidenden Gedanken: Es sollte eine Übersicht über 30-40 Jahre Kunst gegeben werden! Ausgestellt wurde vielerlei: Gemälde, Grafiken, Fotos, Zeitdokumente, persönliche Werke und Gegenstände. Es wurden damalige und gegenwärtige Werke nebeneinandergestellt, um es dem darauffallenden Licht zu erleichtern, die eventuelle Entwicklung von 30-40 Jahren zu erhellen. Durch dieses Arrangement strahlte die Ausstellung eine ungewohnte eklektische Stimmung aus, die die Zuschauer vermutlich auch bemerkt und genossen haben.

Die Kunsthistorikerin Dr. Julia Fabenyi eröffnete die Ausstellung. Ottó Korencsy interpretierte die Werke in dem von ihm gewohnten Stil, er ging vor allem der Frage nach, was dieses D in Mein »D« alles bedeuten kann (und soll), z. B. »DU«, »der die das« usw.

Jedenfalls spiegelte die Ausstellung wider, dass die Studienzeit für uns alle sehr prägend war, und zwar in dem Maße, dass wir von ihr bis heute nicht loskommen. Anschließend kam es zum Empfang, der aus einem Superbuffet bestand, das einen genauso großen Erfolg hatte wie die Ausstellung selbst. Speis und Trank für Leib und Seele, könnte man das kulinarische Ereignis kurz zusammenfassen, wo der mehrfach preisgekrönte »Rácztropfen« aus der Winzerei Vater & Tochter Rácz (Jahrgang 1995) die Herzen aller aktiven und passiven Kunstfreunde höher schlagen ließ.



Künstler und ihre
Arbeiten:
András Surányi
Évi Szanyi

Die Ausstellung hatte auch das Interesse der Medien erweckt. Der beste und fachkundigste Kommentar erschien in der »Napi Magyarország« unter dem Titel: »Poszt NDK a József városban«. Aber auch der »Neue Pester Lloyd« ließ sich dieses Jahrhundertereignis nicht entgehen.

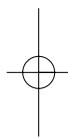
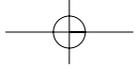


»Nagy tanulása tehát a történetnek, hogy szegényes körülmények, korlátozott szabadság közepette is lehetséges alkotó emberré, sikeres művészé válni.«
Napi Magyarország



»Barátaim! Az én gyerekeim a ti gyerekeitekkel játszanak a kiállított képek alatt, és én azon morfondírozok, ha felnőnek és én el akarom magyarázni nekik, hogy mit jelentett a Lipcseben eltöltött négy év, akkor bizony kevés lesz a szó – kellene a Ti képeitek is. Köszönöm.«
Gyöngyi Vizi





Interview mit einem Versager



Ottó Korencsy

Januar 00

Jeder kennt's: Wir schlagen eine Zeitung auf oder schalten den Fernseher ein, und was passiert? Der ahnungslose Leser ist gleich mit einem grinsenden Erfolgsmenschen konfrontiert, der ihn mit seiner ureigenen, maßgeschneiderten und einmaligen Version von Selbstvertrauen, Fitness, gesunder Ernährung und Kreativität so lange traktiert, bis der lesende oder fernsehende Mensch endlich einsieht, dass er bis zu dieser erlösenden Lektüre – statt richtig gelebt zu haben – nur nutzlos vor sich hinvegetiert habe.

Da wir der Meinung sind, dass Versager eine beachtenswerte und bis jetzt zu Unrecht missachtete Fundgrube für weitere Recherchen darstellen, möchten wir eine Serie mit dem Titel »Nieten und Versager. Der Weg zur Erfolglosigkeit« starten. Als Appetitanreger, als *horse d'oeuvre* sozusagen, können die Leser unserer aktuellen Nummer ein Interview mit dem Versager Ottó lesen. Das Gespräch musste von mehreren verantwortungsvollen Mitgliedern der Redaktion unserer »DU« geführt werden, da es dem unprominenten Versager Ottó fast nie gelungen ist, die Termine einzuhalten.

Als unprominenter Versager sind Sie in der ganzen Welt unbekannt. Könnten Sie uns vielleicht verraten, worin das Geheimnis Ihrer Erfolglosigkeit liegt?

Wissen Sie, zur Erfolglosigkeit und dem daraus direkt ableitbaren Versagertum führen im Grunde genommen mehrere Wege. Was mich persönlich betrifft, fällt die schicksalsschwere Entscheidung eine Niete zu werden, bereits im zarten Alter von vier Jahren. Meine Eltern – die in Bezug auf meine Zukunft durchaus differente Pläne schmiedeten – machten mit mir nichtsahnend einen Spaziergang, damit ich etwas frische Luft schnappe, aber bei diesem kurzen Ausflug passierte etwas, was mein ganzes späteres Leben nachhaltig beeinflussen sollte.

Dürfte ich Sie fragen, was dieses schicksalsschwere Vorkommnis war?

Ja, das dürfen Sie. Ich erblickte, als wir in eine Seitenstraße abbogen, einen Müllwagen und zwei Müllmänner. Die Müllmänner trugen leuchtende, orangefarbene Uniformen (an die Marke kann ich mich nicht mehr erinnern) und schwere Handschuhe, die für mich, den 4jährigen, etwas Geheimnisvolles und Mächtiges ausstrahlten, obwohl ich in dem Alter noch keinerlei Ahnung von Männlichkeit oder etwas Ähnlichem hatte. Die Müllmänner packten die Mülltonnen mit sicherer Hand an und legten sie, eine nach der anderen, auf das Ladeplateau des Müllwagens. Der eine packte nur, der andere packte und zog an einem Hebel, dessen mystisch brummende Bewegung das Ladeplateau schief nach oben hob, worauf der Inhalt der Tonne durch eine breite Öffnung ins Wageninnere befördert wurde. Ich war einfach fasziniert. Ich fragte meine Eltern, wer diese enigmatischen Männer wohl wären. Müllmänner, sagten sie, worauf ich prompt mit der Bemerkung reagierte, ich möchte auch Müllmann werden. Rede keinen Unsinn, das sind totale Versager, sagte meine Mutter, aber für mich stand ein für allemal fest, dass ich ein Versager werden möchte, und an diesem Entschluss hielt ich mein ganzes Leben lang fest.

Wie ging es weiter? Sie haben eine Entscheidung getroffen, obwohl Entscheidungen zu treffen ein typisches Merkmal der Erfolgsmenschen ist. Sie haben sich ein Lebensziel gesetzt. Nun galt es, die Pläne der Kindheit in die Wirklichkeit umzusetzen.

In der Tat. Erfolglosigkeit wird einem nicht von den Göttern geschenkt, sie muss hart erkämpft werden. Ich kenne genug Leute, die ähnlich noble Ziele hatten, aber wegen mangelnder Ausdauer doch zu Erfolgsmenschen wurden.

Haben Sie es denn geschafft, eine lebenslange Beziehung zum Müll aufzubauen?

Ich habe erneut versagt, so musste ich mich nach einem anderen Beruf umschauen. Da ich verschiedene Hobbys habe, unter anderem Alkoholismus, habe ich mein Glück in diesem nichtsversprechenden und vergangenheitsorientierten Segment versucht.

Mit Erfolg?

Ohne Erfolg.

Was taten Sie dann?

Ich musste mir überlegen, wie ich die Entfaltung meiner Persönlichkeit und meine Selbstverwirklichung am effizientesten verhindern konnte. In der Schule wollte ich immer durchfallen, aber die anderen waren dermaßen blöd, dass ich doch noch einen Grundschulabschluss bekam. Arbeiten wollte ich – wie viele andere – natürlich nicht, so kam mein Kindheits-traumjob, die Müllabfuhr, für mich nicht mehr in Frage. Meine Eltern wollten, dass ich einen Beruf erlerne und haben mich bis zu meinem 25sten Lebensjahr durchgefüttert. Dann passierte etwas Schlimmes: Ich war nicht mehr liquid. Ganz im Sinne meiner Pläne, dachte ich, aber zum Trinken brauchte ich doch Fördermittel. Ein ehemaliger Schulfreund, dem ich immer bei Mathehausaufgaben geholfen hatte, ist in der Zwischenzeit *Senior Acting Manager* bei einer Bank geworden und hat mir eine Stelle als Pressesprecher für internationale Pressekonferenzen angeboten. Auf Grund meines Sprachfehlers, meines schnellen Sprechtempos und meiner gewöhnlich ohne Subjekt, Objekt und Prädikat gebildeten Sätze war ich für diesen Job gerade prädestiniert, also leider nichts mit Versagen, aber ich wusste, wenn ich die Stelle ablehne, werde ich nie ein richtiger Alkoholiker (mein zweites, heimliches Berufsziel). So wurde ich Pressesprecher.

Wie vergingen Ihre Tage in diesem, sagen wir, nicht übel honorierten Arbeitsmarktsegment?

Leicht war es natürlich nicht. Ich musste zweimal im Monat am Arbeitsplatz erscheinen und immer sagen, dass wir uns zum aktuellen Themenkomplex noch nicht äußern könnten, jedoch die genauen Umstände sorgfältig prüfen würden, dann musste ich noch einige Bemerkungen zu Themen wie Globalisierung, Gesundenschumpfungsmaßnahmen (Entlassungen), usw. machen. Anstrengend war's, kann ich Ihnen sagen. Aber ich konnte mir endlich so viel Alkohol leisten, wie noch nie zuvor.

Wie lange führten Sie die oben geschilderte, verantwortungsvolle Tätigkeit aus?

Zum Glück nur drei Monate, da es der Geschäftsführung nicht gefiel, dass ich in kurzen Hosen und nur mit einem weißen (immerhin mit Rotweinflecken getupften) Unterhemd bekleidet zu den Pressekonferenzen kam. Aber mein Unternehmensberater hat mir einen guten Tip gegeben, und ich habe mein akkumuliertes Kapital in Alkohol investiert. Meine Speisekammer ist nach wie vor gut ausgerüstet.

Wie kamen Sie in den Besitz einer Wohnung?

Ein anderer Schulfreund von mir, (der uns immer die Pausenbrote geklaut hat), ist Kommunalpolitiker geworden und hat mir als Entschädigung für die enteigneten Pausenbrote einige billige Wohnungen zum Kauf angeboten. Ich habe eine schöne Kellerwohnung gewählt; einerseits, weil es dort immer schön dunkel ist, (beim morgendlichen Aufwachen vertrage ich irgendwie keine Sonnenstrahlen), und andererseits wollte ich den vorbeispazierenden Frauen ungestört unter den Rock blicken können.

Wenn Sie das Thema von sich selbst angesprochen haben, wie hat sich Ihr sexuelles Leben gestaltet?

Auf diesem Gebiet sind alle meine Pläne hundertprozentig aufgegangen. Einmal wollte ich einer Schulkameradin einige Mondkrater zeigen, da ich ein Fernrohr besaß. Wir haben uns verabredet. Aber sie kam nicht. Danach habe ich mich nie wieder mit einem Mädchen verabredet, da dieses tragische Ereignis meine Psyche für immer ruiniert hat. Aber diesbezüglich musste ich mich auch nicht sonderlich anstrengen; Frauen haben mich sowieso immer ignoriert. Es ist jedoch merkwürdig, als ich bei der Bank war, haben Frauen plötzlich wieder mit mir geredet, eine hat mich in meiner Wohnung sogar besucht, aber was wirklich geschah, weiß ich nicht mehr, weil ich Durst hatte. Ich weiß nur noch, dass sie ein reges Interesse an meiner finanziellen Situation zeigte und keine Verbindung zwischen meiner Wohnung und meinem Job herstellen konnte. Sie erzählte noch, sie würde sich um meine Seele kümmern, aber als ich rausgeschmissen wurde, wurde ihr meine Seele irgendwie gleichgültig. Nach neun Monaten tauchte sie wieder bei mir auf und übergab mir ein Baby, meine Tochter, um die sie sich nicht kümmern wollte.

Das ist ja eine wahre Tragödie! Und wie verbringen Sie eigentlich Ihre Tage?

In der Regel stehe ich spät auf, (komischerweise habe ich jeden Morgen einen Kater), dann spaziere ich zum Thermalwasserabfluss auf der Insel, wo

ich schön duschen kann, (das Gas wurde bei mir schon lange abgedreht), dann gehe ich zur Arbeit. Zur Zeit arbeite ich als Fachverkäufer in einem Computergeschäft.

Kennen Sie sich im Bereich der Informatik aus?

Ich habe keine Ahnung von Computern. Wenn ein Kunde irgendeine Frage hat, erzähle ich ihm nur, was auf der Verpackung steht, z. B. dieses Gerät hat 389 WOM, 32 CTBP, 4 parallele In- und Outpusher usw. Die meisten Kunden verstehen diese Informationen natürlich nicht, aber sie trauen sich auch nicht, weitere Fragen zu stellen. Sie kaufen einfach alles.

Wie verbringen Sie Ihre Freizeit?

Ich saufe, rauche, liege und sitze viel. Abendlich gehe ich zu verschiedenen Veranstaltungen (Vernissagen, Pressekonferenzen, öffentlichen Vorträgen), wo ich gratis Speis und Trank erhalte. Dort treffe ich immer einige Gesinnungsgenossen, mit denen ich mich – zwischen Lachs und Sekt – über das Böse im Menschen, die furchtbare, intolerante und unbelehrbare Gesellschaft und das unerträgliche Spießertum der Bürger unterhalte.

Treiben Sie Sport? Brauchen Sie ab und zu einen Adrenalinstoß, den ultimativen Kick sozusagen?

Den Kick habe ich doch jeden Abend, ich muss nur darauf achten, dass ich genug saufe.

Sie sind auffällig gut gekleidet, was halten Sie von der Markentreue?

Ich bin absolut markentreu und stehe auf die einheimischen Marken *Tour-Caloh* und *Quiloche*.

Sind Sie Autofahrer?

Da ich völlig undynamisch, unsportlich, faul und unkreativ bin, gingen Autowerbungen immer spurlos an mir vorbei. Aus diesem Grunde benutze ich die öffentlichen Verkehrsmittel. Wenn ich von einem Kontrolleur erwischt werde, gibt es auch noch den Adrenalinstoß umsonst dazu.

Wie stehen Sie zur globalen Informationsgesellschaft, die sich in rasendem Tempo entwickelt?

Das Internet finde ich gut, und ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich ein sexistisches und männerchauvinistisches Mitglied der Gesellschaft bin, der *etwas andere Bürger* sozusagen. Was Handys betrifft, zerstöre ich meine Gehirnzellen lieber auf die traditionelle Art.

Welches Zukunftsbild haben Sie?

Wissen Sie, ich bin an der Zukunft gar nicht interessiert, man könnte mich eher als einen vergangenheitsorientierten Menschen bezeichnen, daher kann ich Ihnen diese Frage leider nicht beantworten. Aber meiner Tochter möchte ich mal einen kleinen Müllwagen aus Plastik schenken, sie möchte nämlich Müllfrau werden.

Herr Ottó, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

»Der Urlaub«

Theaterstück in 7 Szenen

Uraufgeführt am 04. März 2000 im Café Dürer

In den Hauptrollen:

Birgit	Edit Nagy
Dietmar	Ottó Korencsy
Lívia	Lívia Palicska
Zoltán	Zoltán Tubik
Renade	Renáta Fixl
Requisiten	Évike Szanyi
Sprecherin	Anett Tubik
Zöllner	Tamás Bornemissza

1. AKT/1. SZENE

(Wohnzimmer in Glauchau/Sachsen im Frühjahr 1989, auf dem Tisch »ND«, »Junge Welt«, »Club-Kola«, »F6« und Plastikgegenstände. Birgit sitzt und liest »Das Magazin«. Sie trägt einen bunten Kunstfaserkittel, Jesuslatschen mit Spitzensöckchen und Palästinensertuch. Sie hört Puhdys. Dietmar liest »ND«.)

Sprecherin: Wir schreiben das Jahr 1989. In der Stadt Glauchau in Sachsen wohnen Birgit und Dietmar, zwei Werktätige, in ihrer gemütlichen Plattenbauwohnung und arbeiten jeden Tag fleißig für das Wohl des Volkes. Da sie den Plan für das erste Halbjahr bereits erfüllt haben, steht ihnen ein wohlverdienter Urlaub zu. Birgit und Dietmar planen eine Reise ins sozialistische Ausland.

Dietmar: Wahnsinn, Birgit, hör mal zu! (liest vor aus der Zeitung): »In einer ganz normalen Altbauwohnung bot mir eine gut deutsch sprechende Ungarin eine Menthol-Zigarette an. Sie schmeckte irgendwie komisch, und nach wenigen Minuten fielen mir die Augen zu, schwanden mir die Sinne. Ich bin in einem Reisebus in Wien aufgewacht.«

Birgit: Das gibt's doch nicht!

Dietmar: Und gerade jetzt, wo ich die Renade getroffen habe!

Autorenkollektiv
der Darsteller

März 00

Birgit: Welche Renade denn?

Dietmar: Weißt du doch, die in Ungarn verheiratet ist.

Birgit: Und wieso ist die nicht in Ungarn?

Dietmar: Die hat es satt. Die Ungarn sind zu dreckig, die benutzen keinen Waschlappen.

Birgit: Was? Keinen Waschlappen? Und wie waschen die sich?

Dietmar: Die duschen!



Birgit: Was? So'ne Verschwendung!

Dietmar: Und die waschen mit fließendem Wasser ab, und reden sowieso die ganze Zeit nur vom Essen!

Birgit: Könnte ich nie machen!

Dietmar: Gut, aber dafür kriegste in Ungarn Dosencola, Schallplatten von drüben und tolle Pullover. Und die können auch nach drüben. Die Renade war vorige Woche in Westberlin!

Birgit: Aber wieso kommst du denn überhaupt auf die Renade?

Dietmar: Ich habe mit der geredet, die meint, die kennt ganz viele Leute, bei denen man pennen und Geld wechseln kann, wir könnten mal in Ungarn Urlaub machen. Die Tschechei finde ich schon langweilig, aber wo ich so'n Zeug lese, vergeht mir irgendwie die Lust.

Birgit: Mensch, ist das nicht zu teuer? Mit Forumschecks kannst du da eh nichts anfangen, das hat mir der Uwe erzählt. Wir könnten zum Beispiel nach Bulgarien.

Dietmar: Du mit deinem Uwe!

Birgit: Ach übrigens, heute bin ich gegen eine Säule gefahren, die war so blöd da. Die Stoßstange ist ab.

Dietmar: Ach, du liebe Güte! Wo krieg'ma'ne neue Stoßstange her?

Birgit: Dem Uwe sein Onkel kennt einen Schlosser, der könnte das für paar Forumschecks machen.

Dietmar: Ach du liebe Scheiße, von denen wollte ich mir Westbier kaufen.

Birgit: Wenn du nach Ungarn willst, brauchen wir den Trabi.

Dietmar: Oder wir fahren mit dem Zug.

Birgit: Von mir aus!

Dietmar: Übrigens, die Renade ist heute nachmittag zu Hause, wir könnten die besuchen!

Birgit: Na dann gehen wir!

(Birgit und Dietmar verlassen die Wohnung und gehen zur Renade.)

2. SZENE

(Die Wohnung der Renade. Bierdosen, Coladosen, Marlboroschachteln, eine alte Westzeitung und eine Malév-Zeitung liegen auf dem Tisch. Renade trägt lange Jeans, einen bunten Neonpullover, ihre Haare sind etwas mehr in Ordnung als die von Birgit, sie trägt ungarische Sandalen mit Spitzensöckchen. Sie hört Westmusik. Auf dem Tisch beschmierte Knäckebröte. Birgit und Dietmar kommen rein.)

Sprecherin: Birgit und Dietmar suchen Renade auf, die sich einmal in einen ungarischen Gastarbeiter verliebt hatte und nach Ungarn zog. Sie lebte dort einige Jahre und sah ein, dass Ungarn nicht gerade ihr Fall ist. Sie kehrte daher im Besitz einiger Erfahrungen und zahlreicher Pullover nach Glauchau zurück, wo sie Birgit und Dietmar empfängt, um sie mit nützlichen Tipps zu versorgen.

Renade *(reicht ihnen auffällig die Hand):* Hallo, zieht euch die Schuhe aus und kommt rein. *(heftiges Händeschütteln)*

Birgit: Grüß dich, Renade, schön, dich wiederzusehen. *(Renade mustert Birgits Outfit sorgfältig, und schmunzelt etwas abschätzend. Birgit scheint sich zu schämen, holt eine Spraydose aus der Tasche und sprüht sich ein.)*

Dietmar: Hallöchen, Renade, das haben wir für dich mitgebracht, ist es nicht schön? *(Überreicht ihr ein fischförmiges Plastiktablett in Lila. Renade wirft einen verächtlichen Blick auf den Gegenstand.)*

Renade: Danke, danke, wäre doch nicht nötig gewesen. *(Stellt das Zeug weg.)* Setzt euch doch. *(Dieter sieht die Metall Dosen und die Marlborosehachteln, kämmt sich; Birgit guckt wie verzaubert auf den Pullover.)*

Birgit: Darf ich mal? *(Sie befummelt den Neonpullover.)* Super Stoff. Hast du den aus Ungarn?

Renade: Ja, aber ich hätte den auch in Westberlin kaufen können. *(Birgit und Dietmar schauen sich traurig an)*

Birgit: Ist es denn die Möglichkeit!

Dietmar: *(Er will eine Marlboro haben.)* Darf ich mal?

Renade: Die sind leer, bitte. *(Sie reicht ihm eine F6.)* 20 Pfennig. *(Dietmar zahlt in 5 und 1 Pfennigstücken. Renade zählt nach.)*

Renade: Stimmt!

Birgit: Ja... sag mal, Renade, wie ist es, wenn man in Ungarn Urlaub macht? Ist es nicht zu teuer?

Renade: Na ja, kommt drauf an. Wenn du irgendwo pennen kannst und Essen mitnimmst, geht's.

Dietmar: Aber du kennst doch Leute, wo wir pennen können!

Renade: Klar! Ich habe einen guten Freund, den Zoltán, da könnt ihr jederzeit pennen, der wechselt auch Geld.

Birgit: Suupeer! Sollen wir denen was schreiben, oder können wir nur so hin?

Renade: Vielleicht schickt ihr denen ein Telegramm.

Dietmar: Und was sollen wir als Gastgeschenk mitbringen? Etwas aus'm Shop?

Renade: Nöö, nehmt einen Party-Grill mit oder RG 28, Brotschneider, aber am besten doch ein paar Waschlappen.

Dietmar: Nicht schlecht!

Renade: Vielleicht sehen wir uns in Ungarn, ich wollte auch mal zurück.

Birgit: Du musst mir unbedingt zeigen, wo du den Pullover her hast.

Renade: Den habe ich aus Siófok. Ich habe noch mehr! *(Sie zeigt den Gästen einige scheußliche Pullover.)* Ach, noch was, nehmt unbedingt Badesachen mit, in Ungarn gibt es keine FKK.

Birgit: Denkste?

Renade: Die Ungarn sind total prude.

Dietmar: So prude können sie doch nicht sein!

Renade: Glaub mir, die sind noch pröder!

Dietmar: Danke, Renade, das reicht. Wir wollten gerade zur Milchbar ›Pinguin‹, willst du nicht mitkommen? Um diese Zeit muss man sich höchstens eine halbe Stunde anstellen!

Renade: Gute Idee, ich ziehe mich nur schnell um.

(Alle verlassen die Wohnung in Richtung Milchbar ›Pinguin‹.)

3. SZENE

(Zollkontrolle in Bad Schandau. Der Zöllner starrt Birgit und Dietmar mit einem vielsagenden Blick an. Beide zittern vor Angst. Der Zöllner nimmt ihnen die Pässe ab und mustert sie.)

Sprecherin: Birgit und Dietmar kommen an der Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik an. Wir alle kennen das schöne, unwiederholbare Gefühl, das einen beim Anblick eines DDR-Grenzüberganges ergriff. Ein Gemisch aus Freude und Dankbarkeit, Entspannung und Heiterkeit überkommt Birgit und Dietmar.

Zöllner: DDR-Pass- und Zollkontrolle, die Reiseunterlagen, bitte. *(Birgit und Dietmar blicken den Zöllner angsterfüllt an. Der Zöllner blickt wiederholt in die Pässe, auf die Reisenden, mit streng mustermnden Blicken, er blättert alles sorgfältig durch.)*

Zöllner: Wo geht's denn hin?

Dietmar: Nach Ungarn.

Zöllner: Schön, alles auspacken! *(Alles wird ausgepackt.)*

Zöllner: Was haben wir denn da? *(Er begutachtet die Gewürze.)* Die Gewürze bleiben in der Republik! *(Birgit lächelt den Zöllner an, versucht mit ihm zu schäkern.)*

Zöllner: Bei mir kommen Sie mit so was nicht durch! Wo haben Sie die Devisen versteckt?

Birgit: Wir haben doch gar keine Devisen!

Zöllner: Das haben schon einige gesagt! *(Der Zöllner sieht etwas Verdächtiges in Dietmars Hemdtasche und holt eine Tüte Pfeffer heraus.)*

Zöllner: Was haben wir denn da?! Pfeffer! Ganz! Schwarz! Wie oft habe ich Ihnen gesagt, die Gewürze bleiben in der Republik! Freuen Sie sich, dass unsere Republik Sie ins Ausland fahren lässt!

Dietmar: Wir sind ja wirklich dankbar!

Zöllner: Und reißen Sie sich im Ausland zusammen, Sie sind die reisenden Botschafter unserer Republik! *(Birgit und Dietmar reißen sich zusammen. Dietmar kontrolliert das im Schuhabsatz versteckte Westgeld. Alles da.)*

Dietmar: Das war vielleicht heiß!

Birgit: Hast Du noch das Westgeld?

Dietmar: Na klar, in meiner Schuhsohle.

4. SZENE

(Birgit und Dietmar kommen um 1 Uhr nachts in Ungarn an. Sie haben Rucksäcke bei sich. Es dauert, bis sie Zoltáns Wohnung finden und sie machen ein paar bewundernde Bemerkungen.)

Sprecherin: Birgit und Dietmar möchten bei Lívía und Zoltán, einem netten, jungen ungarischen Ehepaar übernachten. Zoltán und Renade haben früher im gleichen Betrieb, sogar im gleichen Kollektiv gearbeitet. Zoltán denkt nostalgisch an die Zeit zurück, da ihn die Sinnlichkeit Renades nicht unberührt gelassen hat. Lívía dagegen wird nicht gerne mitten in der Nacht geweckt.

Dietmar: Guck mal, lauter Westautos!

Birgit: Und wie toll bunt die Häuser sind, wir haben in der DDR nur grauen Putz!

Dietmar: Da ist es! Szegedi út neun! *(Auf den Namenschildern stehen die Namen: Vizi Gyöngyi, Pozsonyi Zsuzsa, Csépai Zoltán, Kozlik Erika, Lovas Béla, Bornemissza Tamás, Tubik Zoltán.)*

Birgit: Da stehen die Namen: Fici Gjöngji, Potzohni Csucsá, Ksepai Tzoltan, Kotzlik Ehrikah...

Dietmar: Lohfas Behla, das ist doch der Mann der Renade! Bornemisa, Tubik! Da ist er doch endlich!

Birgit: Was meinst du? Ist es nicht komisch, um diese Zeit hier aufzukreuzen?

Dietmar: Quatsch! Die Ungarn sind doch total gastfreundlich, sie freuen sich immer über Besuch! Die brauchen die Gäste einfach! *(Die Gäste klingeln. Man hört die Stimmen der Ungarn.)*

Lívía: Zolikám, nézd már meg, ki ez a bunkó!

Zoltán: Megyek már, anyukám. *(Ein verschlafener Zoltán steht vom Tisch auf, er hat gerade Playboy gelesen und aus einer Plastikkanne Pálinka getrunken, er öffnet die Tür.)*

Zoltán: Höö? Tessék?

Birgit: Hallöchen! Wir sind doch die Birgit und der Dietmar aus der DDR. *(Holt einen Sprachführer aus der Tasche und lächelt so, wie man in einer solchen Situation lächelt.)* Ném beszélék mátyáru! BészéI németül!

Lívía (aus dem Hintergrund): Mi van ott? Kik ezek, mit akarnak? *(Sie kommt langsam zur Tür.)*

Zoltán: Ich wenig sprechen deutsch, was wollen?

Dietmar: Wir sind doch Birgit und Dietmar aus Glauchau! Habt ihr unser Telegramm denn nicht gekriegt? Ihr solltet uns doch vom Bahnhof, Kéléti Pu. abholen?

Lívía: Azt hittem, valaki hülyült azzal a távirattal. Ezek tényleg képesek beállítani éjjel egykor!

Dietmar: Was sagt sie?

Zoltán: Sie freut, dass ihr hier. Kommen herein.

Lívía: Dobd már ki őket! Azt sem tudom, kicsodák!

Birgit: Was?

Zoltán: Sie fragt, Reise gut, gut?

Dietmar: Ja, ganz gut, nur zu viele Tschechen zugestiegen.

Birgit: Die Renade hat gesagt, man kann bei euch pennen und Geld wechseln.

Zoltán: Pennen, was ist pennen?

Dietmar: Schlafen, schlafen. *(Er zeigt es.)*

Lívía: Mit mond? Milyen Renade?

Zoltán: Tudod, a kolléganőm, a Lovas Béla volt felesége.

Lívía: Az a ribanc, akiért mindig annyira odavoltál? Hogy van képe ideküldeni ezt a pofátlan bagázst?

Dietmar: Was? Lohfas Behla?

Zoltán: Mein Frau denken, schade, Renade weg, sie sie hat sehr mögen. *(Birgit und Dietmar drängeln sich rein.)*

Birgit: Ach Zoltán, das ist für dich! *(Sie holt zwei Pullen aus dem Koffer.)*

Zoltán: *(Er mustert interessiert den Pfeffi.)* Kommen hier, ihr kranken in die Küche schlafen, wie sagen, pannen ?

Lívía: Te teljesen megőrültél? Vágd már ki őket, vagy én megyek a Margitszigetre! *(Birgit und Dietmar packen aus.)*

Dietmar: Das ist für dich, Lífia, die Renade meinte, Gewürze wären in Ungarn so teuer.

Lívía: Ezek most éjjel egykor még csencselni akarnak? De nézd csak... Tortenguss! Vanília! Milyen régóta akartam ilyet! Jól van, felőlem maradhatnak! *(Die Gäste legen sich hin.)*

5. SZENE

(Beim Frühstück sitzen alle am Tisch, die Situation ist etwas peinlich, Lívía denkt, sie träumt das Ganze nur. Dietmar begutachtet die Einrichtung, die Dosengetränke scheinen ihn besonders zu beeindrucken. Zoltán bietet den Gästen Pálinka an.)

Sprecherin: Nachdem Birgit und Dietmar ihre erste Nacht in Ungarn überstanden haben, bekommen sie auch ein Frühstück, wobei sie mit der harten ungarischen Realität konfrontiert werden.

Zoltán: Echte ungarisch pálinka, Schnaps, egészségedre, nicht egészségedre, hehehe. *(Dietmar sagt natürlich ›egészségedre‹ und hustet. Zoltán lacht und wiederholt ›egészségedre‹, nicht ›egész seggedre‹, und lacht nochmal herzlich.)*

Zoltán: Most megtanulod, mi a magyarok istene. Te se ittál még tisztességes pálinkát az életedben!

Dietmar: Zoltán, was macht Férencváros?

Zoltán: Na ja, jetzt waren nicht gut.

Dietmar: Und Vasas? *(Er spricht es natürlich als ›Fasas‹ aus.)*

Zoltán: Hö? *(Dietmar sieht Erős Pista auf dem Tisch.)*

Dietmar: Was ist denn das, Ketchup?

Zoltán: Na majd pont. Essen! Probieren, gut, ungarisch' Egyél fiam, otthon ilyet nem eszel, ez nem generálszós! *(Die Gäste bekommen Kaffee. Dietmar trinkt.)*

Dietmar: Ist der aber stark!

Zoltán *(lächelt):* Ungarisch Kafé stark, nicht lötty.

Dietmar: Löttj?!

Birgit: Guck mal, Lífia, das haben wir für euch mitgebracht. *(Sie packt das Zeug aus.)*

Lívía: Mi ez?

Birgit: Das sind paar Waschlappen, mit denen kann man sich schön waschen. *(Sie zeigt, wie man sich mit Waschlappen wäscht. Dietmar demonstriert den Gebrauch des Waschlappens im Intimbereich.)*

Lívía: Mit mond?

Zoltán: Ezek ezekkel a vacakkal mosakszanak. *(RG28, Brotschneider usw. werden ausgepackt, Lívía bekommt immer mehr Interesse.)*

Lívía: Nézd, ez nem is hülyeség.

Zoltán: Csillapítsd magad! *(Birgit und Dietmar lachen blöd.)*

Dietmar: Zoltán, wir bleiben zehn Tage, aber wir wollten auch mal zum Balaton, Pullover kaufen die Renade hat gesagt, du könntest uns Geld wechseln, wir kriegen echt wenig Forint.

Zoltán: Ich nein weiß, viel haben nicht. *(Kinder kommen rein, hüpfen rum.)*

Birgit: Sind die süß! Ach ich habe gehört, Kindersachen sind bei euch total teuer, wir hätten was mitbringen können.

Zoltán: Wieviel Geld brauchen?

Dietmar: Na ja, an die fünftausend Forint.

Lívía: Mit akarnak?

Zoltán: Péntz váltani. *(Lívía mustert die Sachen begeistert.)*

Lívía: Felőlem válthatunk, még úgysem voltam az NDK-ban, meg úgy is kel-
lene néhány dolog, a Lovas Bélának olyan jó NDK-s porszívója van.

Birgit: Ihr kommt auch mal in die DDR, ihr könntet für das Geld zum Bei-
spiel billige Kindersachen kaufen. *(Sie klopf ihr auf die Schultern.)*

Dietmar: Zoltán, bei euch sieht alles so westlich aus.

Zoltán: Na ja, in West westlich.

Dietmar: Wieso, warst du mal drüben?

Zoltán: Ja. Großvater, Großmutter, Tante, Kinder, alles in Auto, Zoll, heh-
ehe. Großmutter, Großvater in Auto warten. Wir kaufen fridszider.

Lívía: Mi van?

Zoltán: Tudod, amikor Bécsben voltunk, azt mesélem!

Lívía: Gorenje, gorenje, fridszider! *(Sie zeigt, wie ein Gorenje aussieht.)*
Magnó, rádió!

Birgit: Mensch, ist es denn die Möglichkeit!

Dietmar: Gorenje? Die Renade hat erzählt, du hast einen Lada, wie lange
muss man bei euch aufnen Lada warten?

Zoltán: Zirka vier Jahre.

Dietmar: Toll, bei uns dauert so was viel länger. Und wie kommt das, dass
euer Haus so schön neu verputzt ist?

Zoltán: Ja, van pucolva. *(Lívía und Birgit verständigen sich mit Handzeichen im
Hintergrund.)*

Dietmar: Gut Zoltán, wir gehen mal kurz in die Stadt, um wieviel Uhr ist
Mittagessen? Gulasch, hehehe.

Lívía: Gulyást nektek, azt, restaurant, Budapest, restaurant.

2. AKT/6. SZENE

*(Zollamt Bad Schandau nach der Wende. Die Reisenden halten an und zeigen
dem Zöllner verängstigt die Pässe, der aber winkt nur lächelnd.)*

Sprecherin: Im Jahre 1989 wird die Deutsche Demokratische Republik von
einem politischen Erdbeben erschüttert. Genosse Honecker tritt aus ge-
sundheitlichen Gründen zurück, die Ereignisse überstürzen sich. Birgit
und Dietmar können nicht mehr für das Wohl des Volkes arbeiten, da ihr
Betrieb privatisiert wird. Sie gründen ein kleines Unternehmen, das sich
auf Mülltrennung spezialisiert. Da es genug Müll zu trennen gibt, floriert
ihr Unternehmen, so können sie sich erneut eine Reise nach Ungarn lei-
sten. Am Zoll erleben sie ihre erste Überraschung.

*(Birgit und Dietmar wollen dem Zöllner ihre Pässe zeigen, der aber nur großzü-
gig winkt und lächelnd einige wichtige Mitteilungen macht.)*

Zöllner: Gute Reise, und passen Sie gut auf, vom Osten hört man schlimme
Sachen! Hinter der Ostgrenze Deutschlands werden die westlichen Auto-
marken von organisierten Banden gestohlen! Wir in der Europäischen
Union sind solche Sachen nicht gewohnt!

Dietmar: Vielen Dank, Herr Genos... Beamt... Herr Offizier.

(Der Zöllner salutiert.)

7. SZENE

*(Birgit und Dietmar kommen in Budapest an. Sie konstatieren, dass Budapest
im Gegensatz zu ihren Erwartungen äußerst ostblockig geblieben ist.)*

Sprecherin: Alte Freundschaften sind durch nichts zu ersetzen. Obwohl
Birgit und Dietmar bereits Mallorca bereist haben, möchten sie ihren
diesjährigen Urlaub doch bei ihren alten Freunden, Lívía und Zoltán
verbringen. Die Gastgeber sind – wie immer – auch diesmal hocheifrig
über den Besuch und nehmen das gesamt-deutsche Ehepaar mit der grö-
ßten Freude auf.

Dietmar: Guck mal, Birgit, wie östlich alles aussieht! Total vergammelt!

Birgit: Schlimm, wirklich schlimm.

Dietmar: Und kein einziges Westauto!

Birgit: Echt, nur Trabbis und Ladas! *(Sie zeigt auf einen Dacia.)* Wie hieß
denn diese Kiste nochmal?

Dietmar: Keine Ahnung. Und dieses Haus könnte auch mal neuen Putz ver-
tragen.

Birgit: Bei uns im Westen gibt es so viele Farben.

Dietmar: Na ja, es ist kein Zufall, dass die Ungarn nicht in der EU sind. *(Die
beiden klingeln und werden verblüfft empfangen.)*

Dietmar: Hallo Zoltán, wir sind gerade in Ungarn, wir dachten, wir schauen
mal vorbei.

Zoltán: Das ist aber wirklich nett, wäre aber nicht nötig gewesen!

Lívía: Már megint ezek? Most meg mit akarnak? Na mindegy, legalább gya-
korlom a németet, Zolikám, neked sem fog ártani!

Zoltán: Kommt doch mal rein, setzt euch!

Dietmar: Zoltán, könntest du mal dein Auto aus der Garage fahren? Ich
habe Angst um meinen VW.

Zoltán: Nicht haben Garage. (*Birgit und Dietmar sehen sich verwundert an. Die Kinder hüpfen rum.*)

Birgit: Wie sehen eure Kinder denn aus? Haben Kinder bei euch denn überhaupt kein Markenbewusstsein?

Zoltán: He?

Dietmar: Lass es Birgit, die haben eh keine Ahnung! Guck dir diese Rascheljoggings an!

Livia: Mi? Márka? Mennyit akarnak váltani?

Zoltán: Wechseln, wieviel? Ein DM fünfzig Forint.

Dietmar: Dann können wir gleich zur Bank gehen.

Zoltán: Gut, 55.

Dietmar: Ja, Zoltán, dieses Jahr machen wir wieder in Ungarn Urlaub, voriges Jahr waren wir schon auf Mallorca, im Winter natürlich auf Skiurlaub, und wir dachten, wir besuchen die alten Freunde wieder mal. Wo macht ihr denn Urlaub?

Livia: Wir waren in Griechenland.

Birgit: Könnt ihr euch so was überhaupt leisten?

Dietmar: Birgit meint, für unsere gute D-Mark sind die Preise dort erträglich, aber für euch?

Livia: Schön.

Dietmar: Ihr könntet uns mal in Deutschland besuchen! Ein Freund von mir leitet ein Hotel, er könnte euch 10 Prozent Rabatt geben.

Zoltán: Großartig, wir kommen garantiert. (*Dietmar will ein Stück Kaugummi wegwerfen.*)

Dietmar: Wo habt ihr denn die gelbe Tonne?

Zoltán: Was für gelbe Tonne?

Dietmar: Na, für den Kaugummi. Birgit, in welche Tonne gehört denn Kaugummi eigentlich? Kompost, Plaste? Sicher kein Glas oder Pappe.

Birgit: Das weiß ich nicht.

Zoltán: Da ist ein Mülleimer.

Dietmar: Habt ihr denn gar keine Mülltrennung hier?

Livia: Ez meg mit akar?

Zoltán: Szelektál. Ezek mindig azt csinálják, amit fentről mondanak nekik.

Dietmar: Zoltán, ich könnte mal in Ungarn in Mülltrennung investieren! Wir könnten gelbe Tonnen produzieren, grüne Tonnen, blaue Tonnen!

Zoltán: Eine Farbe reicht. (*Dietmar ist schockiert.*)

Dietmar: Ich habe ein bisschen Geld zusammengespart, so an die fünftausend Mark. Diese Summe ist für euch doch ein wahres Vermögen, nicht wahr?

Zoltán: Wahr, wahr.

Dietmar: Ich dachte, für die fünftausend Mark könnte man bei euch sicher schon große Grundstücke kaufen, Betriebe, Belegschaft, Maschinen, alles, ihr seid doch total arm, nicht wahr?

Zoltán: Wahr, wahr.

Dietmar: Und?

Zoltán: Und? Für ein paar bunte Mülltonnen wird dein Geld sicherlich reichen.

Dietmar (*verunsichert*): Sag mal Zoltán, wie oft wechselst du den Wagen?

Zoltán: Weisst du, ich bin umweltfreundlich, alle 8 Jahre.

Birgit: In Deutschland wäre so was lächerlich.

Dietmar: Stell dir vor, Birgit, was unsere Nachbarn sagen würden!

Birgit: Unvorstellbar!

Livia: Und wie sieht es bei euch nach der Wiedervereinigung aus?

Dietmar: Man merkt gar nicht mehr, was früher Ost oder West war, alles ist gleich!

Zoltán: Gleich wie früher? (*Dietmar überhört diese Bemerkung.*)

Dietmar: Aber diese Türken und Polen, die kommen jetzt alle nach Deutschland, die wollen nur unsere gute, starke Mark. Dieses Problem habt ihr zum Glück nicht.

Zoltán: A fene az anyjukat, két éve még a Margitsziget is jó volt nekik.

Dietmar: Ja, Margitsziget, aber einen Platz zum Pennen, hmhm schlafen, habt ihr doch?

ENDE

Schutzwall aus Vokabeln und Konsonanten

Wilhelm Droste

April 00

Der Verfasser dieses Artikels gehört zu den prominentesten Ungarnkennern deutscher Provenienz. Er ist Universitätsdozent, Übersetzer und Verfasser bahnbrechender Werke über die Magyaren und ihr Land.

Kaum ein europäisches Idiom ist so eigentümlich und isoliert wie das ungarische – eine Sprachbarriere, hinter der sich die Nation verschanzt.

Nichts an Ungarn ist so befremdend wie die Melodie und das rätselhaft subtile Innenleben seiner Landessprache. Schon ihr Klang ist verblüffend anders, eine echte Hörenswürdigkeit. Das Ungarische kann noch so viele Fremdwörter in sich aufnehmen, es wird dennoch ein sonderbarer Einzelgänger in Europa bleiben, da hilft auch die Verwandtschaft zum Finnischen und Estnischen wenig.

Die Sprache ist das beste Indiz dafür, dass dieses Volk aus dem fernen Osten kam, ehe es an die Donau bis dicht vor Wien zog.

Noch östlich des Uralgebirges liegt die Landschaft, in der die Vorfahren der Ungarn die geheimen Gesetze ihrer Sprache und die tragenden Urwörter ausgebrütet haben.

Das Land ist sprachlich einsam.

Bezeichnungen, die international ähnlich klingen, fallen ungarisch hoffnungslos unverständlich aus. Ein Restaurant heißt *étterem*, ein Theater *színház*, eine Apotheke *gyógyszertár*. Selbst bei einem so gängigen Wort wie *Revolution* ignoriert das Ungarische souverän den Rest der Welt. *Forradalom* ist aus dem Verb *forrni* gebildet, das kochen, sieden, wallen, gären und brausen bedeutet. So klingt der umstürzende Vorgang ungleich vollblütiger als in der lateinischen Fassung.

Auch grammatisch hat sich das Ungarische mit dem ganzen Trotz eines Einzelkinds von den europäischen Bräuchen abgewendet.

Oft endet ein ungarischer Satz in der Wortstellung konsequent dort, wo ein deutscher beginnen würde. Johannes Müller wird ungarisch zu Molnár János, die Frau von Johannes Müller kann noch so sehr Elisabeth heißen, offiziell wird sie schlicht und kompakt zu Molnár Jánosné.

Dabei ist das Ungarische keineswegs umständlich, sondern im Gegenteil stets auf Knappheit bedacht. Wortungetüme kommen nur deshalb vor, weil

sich Grammatik gern intim an die Worte klammert: *pénz* (Geld) wird zu *pénzem* (mein Geld), oder zu *pénzemmel* (mit meinem Geld). Ungarische Texte sind erheblich kürzer als die Übersetzungen in andere Sprachen.

Die Dichte des Ungarischen könnte den Verdacht aufkommen lassen, diese Sprache sei systematisch wie ein Computer, seelenlos logisch. Doch zauberhafte Kräfte der Verben verhindern Herzlosigkeit und Kälte und verwandeln viele Substantive kurzerhand in Verben menschlichen Genusses: *kávé* (Kaffee) wird zu *kávézni* (Kaffee trinken), *sör* (Bier) zu *sörözni* (Bier trinken), *tehén* (Kuh) zu *tehénkedni* (sich wie eine Kuh genüsslich hinlegen, sich hinkuhnen sozusagen).

Die schönste Leistung aber vollbringt das Verb für die Liebenden. Die Begierde, der Begehrende und der Begehrte, alles verfließt im Ungarischen zu einem Wort: *szeretlek*, ich liebe dich. Das Ich steckt im K, das Du im L, die Liebe im szeret, das hintere E bindet ganz in der Musik des Wortes das Du an das Ich; die ewige Trennung von Subjekt, Prädikat und Objekt wird für den Sonderfall der Gefühle aufgehoben.

Herrscht allgemein in dieser Sprache eine große Dichte und Logik, so erlaubt man sich doch gelegentlich verrückte Umständlichkeiten und archaische Trägheit. Der Regen zum Beispiel fällt in Ungarn urväterlich gewichtig und schön: *Esik az eső* heißt wörtlich übersetzt *es fällt das Fallende*. So kann nur eine Sprache regnen.

Wo das Ungarische nicht knapp oder archaisch ist, da ist es sacharin-süß. Eltern taufen ihre Kinder vergeblich István oder Margit, denn gerufen werden die so nie und nimmer, höchstens beim Verhör im Polizeipräsidium. Aus István wird erst *Pista*, und weil das *a* hinten viel zu hart ist, nennt man ihn *Pisti*, doch da das noch zu groß klingt, kommt es zu der Verkleinerungsform *Pistike*, und weil das wiederum zu unpersönlich ist, heißt der Arme dann *Pistikém*. Deutsch müsste man das mit *mein kleines, süßes Stephanchen* übersetzen.

Das Verniedlichen hat auch im Deutschen feste Freunde, im Ungarischen aber ist es geradezu verpflichtend, will man nicht sprachlich als seelenlos auffallen. Ungarische Süße hat etwas Uferloses. Wo sonst kann man erleben, nach kurzer Bekanntschaft von wildfremden Menschen *angyalkám* (mein Engel), *drágám* (mein Teurer) oder *édeském* (mein Süßchen) geherzt zu werden?

Das Ungarisch ist wie ein Schutzwall, hinter dem sich die Nation mit allen Geheimnissen und Eigenarten verschanzen kann. Die Sprache taugte im Kampf um die nationale Selbstbehauptung mehr als alle Waffen dieser Welt. Johann Gottfried Herder schrieb am Ende des 18. Jahrhunderts über die Ungarn: »Da sind sie jetzt unter Slawen, Deutschen, Wlachen und ande-

ren Völkern der geringere Teil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden.«

Zwei Jahrhunderte haben sie sich nun immerhin schon behaupten können gegen Herders düstere Prophezeiung, und gerade die isolierte Sprache, die Herder für den Schwachpunkt des kleinen umzingelten Volkes hielt, hat ihre Stärke mit erstaunlichem Trotz beweisen können – sie ist vielleicht sogar das Kernstück der ungarischen Lebensphilosophie: *Eines ewigen Trotzalledem.*

Erschienen im ›GEO-Spezial‹ Budapest, 4/1989

Das erfrischende ungarische Wesen der Ungarn

Wilhelm Droste

April 00

Herzlich Willkommen, wenn man mich fragt, oder wenn ich an der Grenze irgendeiner Berufsbezeichnung eintragen muss, komme ich in ernsthafte Schwierigkeiten, weil es immer unübersichtlicher wird und das liegt auch an Ungarn. Ich bin 1989 als ›DAAD‹ Lektor gekommen und habe fünf Jahre lang an der ›ELTE‹ mit gutem ›DAAD‹ Geld gelehrt und seitdem kämpfe ich jetzt um jeden Forint, und das ist wie Sie alle sicherlich wissen, nicht so ganz einfach und viele meiner Tätigkeiten verdanke ich einfach dieser materiellen Not. Ich habe relativ viel für Zeitungen geschrieben, arbeite seit neuesten – weil dort noch besser gezahlt wird – für den Deutschlandfunk und das Deutschland Radio, und probiere es immer wieder, was auch nicht ganz einfach ist, Kaffeehäuser zu gründen. Ich dachte, dass ›Goethe Institut‹ ist meine Oase, mit diesem Eckermann Kaffee kann ich meine zwei Kinder und vielleicht auch meine Frau ernähren, das ist aber bislang leider noch nicht ganz der Fall. Der Ottó, mein Freund und Kollege der Germanistik, ist eigentlich auch ein relativ verlässlicher Teil meiner Identität. Ich lehre mit großer Begeisterung deutsche Literatur, Goethe-Zeit, Rilke-Zeit in der Germanistik, hier an der ›ELTE‹.



Ottó hat mich gebeten über die ungarische Sprache zu sprechen, jetzt habe ich auf den Zettel geschaut und denke es vielleicht zum Thema aufheizender, wenn ich über die ungarische Identität spreche aus einer Sicht, als ich die Ungarn eigentlich noch nicht kannte. Dieser Aufsatz, den ich jetzt vorlesen will, stammt aus dem Jahre 1988, also das war bevor ich nach Ungarn dissidierte und da stand auch die Mauer noch und das war mir ehrlich gesagt gar nicht so unlieb. Ich wollte eigentlich etwas anderes machen und da war ich kaum zwei Monate da, da bröckelte hinter mir die Mauer zusammen, aber ich bin dabei mich auch damit freundlich abzufinden, dass wir in einem unvermauerten Europa leben. Nur die Unvermauerung bedeutet auch, dass die Identität ins Rutschen kommt, ohne Mauer ist eine Identität nicht geschützt. Ich glaube, dass die Ungarn große Experten sind,

wenn es darum geht, im Widerstand zu leben. Wenn die Ungarn aber im großen Machtstrom leben, dann sind sie unerträglich. Und das muss man irgendwie verhindern, diesen großen Machtstrom und wenn der große Machtstrom Europa heißt, dann bin ich gegen die Europäisierung Ungarns, sondern für die Ungarisierung Europas. Ich will anfangen mit einem großen Kritiker der Ungarn, mit einem Zitat von Franz Grillparzer, er meinte einmal in seinem Tagebuch, dass er versucht hat das Land zu durchreisen und ihm war aber nur kotzübel, er hat dies auf der Donau getan. Er hat wahrscheinlich auch Probleme mit der Schiffskrankheit, mit der Seekrankheit gehabt, aber er hatte auch große Probleme mit den Ungarn. Tagebuchnotiz von 1812: »In meinem Kopfe sieht's aus wie in Ungarn. Roher Stoff im Überfluss, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Materielle wird nicht verarbeitet.«

Und jetzt das ist jetzt nicht mehr Grillparzer, sondern ich vor 12 Jahren. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich da geschrieben habe, weil ich jetzt nur wegen der Identitätsfrage denke, jetzt lese ich zur Identität. Das ganze heißt, der Aufsatz: *Das erfrischende ungarische Wesen der Ungarn.*

Die Suche nach einem Nationalcharakter ist heillos. Ist doch schon ein einzelner Mensch mit Recht empört, wenn andere so tun, als würden sie ihn kennen. Welch ein Hybris also, eine ganze Nation nach Eigenschaften zu durchsuchen. Der Deutsche ist tüchtig, der Spanier stolz, der Ungar paprikablütig, der Italiener brausend, der Russe seelentief. Markanter Blödsinn kommt heraus, wenn ein Volk in Bausch und Bogen charakterisiert werden soll. Wer vom Charakter des anderen spricht, spricht von sich selbst. Das ist auch gut so. Ein Blick ins Vertrauteste darf nur auf Gegenseitigkeit beruhen.

Nicht so sehr positiv beschreibbare gemeinsame Eigenschaften sind mir an vielen Menschen in Ungarn aufgefallen, vielmehr ähnlich geprägte Spannungszustände, gestaute Kräfte, die wie der deutsche Name des Landes oft mit der schönen Silbe *un* beginnen: Unstillbare Unruhe, Unausgegorenheit, Ungeduld, unpraktische Unüberlegtheit, Unersättlichkeit, Unbedingtheit. Das mag in der Summe negativ klingen, wie die schlechteste Schulzensur der Deutschen *ungenügend*, ist bei genauem Hinsehen aber eine selten gewordene, ungebrochene Kraft. Wie eine heilende Medizin habe ich oft schon diese nicht leicht zu beschreibende ungarische Nationalstimmung am eigenen Leib dankbar erfahren, heilend gegen alle frostigen Untugenden eigenen Deutschseins. Wie eine Badekur befreite mich das un-aufgeräumte Land von allen Verbissenheiten, die auf deutschem Boden so meisterlich gedeihen, vom Hang zur Ordnung, zur Konsequenz, zu blindem

Fleiß und eiserner Selbstbeherrschung. In Deutschland gilt der fatale Glaube, dass Leben ließe sich eindeutig steuern und lenken. Kontrolle ist angesagt, wohin der Blick auch fällt. In Ungarn weiß jedes Kind und jeder Greis, dass Unordnung das treibende Element des Lebens ist. So ist mir das Land gesundheitlich wichtig geworden.

Hervorstechende körperliche Eigenschaften sind es nicht, die den Ungarn als Ungarn verraten. Es gibt ihn zwar noch, den dunkelhäutigen Typus mit warm melancholischem Blick und leichten Andeutungen asiatischer Züge im Gesicht als letzte lebende Spuren der Ausgangspunkte seines Volkes im Uralgebirge. Die Herkunft eines dunklen Ungarn kann aber auch in ganz andere Richtungen weisen. Vielleicht zum Balkan, denn auf der Flucht vor der osmanischen Herrschaft kamen viele Griechen und Südslawen nach Ungarn. Vielleicht fließt auch Zigeunerblut in seinen Adern. Oder er ist Nachkomme eines Kumanen oder Jazygen. Das sind zwei Nomadenvölker, die erst im 13. Jahrhundert von Osten kamen, um die von Tataren verwüsteten Gegenden neu zu besiedeln. Auch zu den Juden kann er gehören. Das wahrscheinlichste aber ist in Ungarn die Mischung. Die Geschichte des Landes nämlich ist die eines Vielvölkerstaates. Erst die drastische Verkleinerung nach den verlorenen Weltkriegen hat diesen kleinen Nationalstaat des heutigen Ungarn entstehen lassen und für entsprechend große Minderheiten magyarischer Volkszugehörigkeit in allen Nachbarstaaten ringsum gesorgt.

Diese Völkervermischung war immer extrem spannungsgeladen, und es ist nicht zuletzt diese geschichtlich aufgestaute Spannung, die einen ungarischen Nationalcharakter geschmiedet hat, eine zerrissene Seelenkonstellation, die es dem einzelnen manchmal unerträglich schwer macht, es in einer Haut mit ihr auszuhalten. Nicht so sehr an beschreibbaren Eigenschaften als vielmehr am unruhigen Stau dieser Spannung lässt sich Ungarisches im Menschen erblicken. Je mehr man nun aber versucht, diese geschichtlich gewachsene Spannung mit Worten zu fixieren, desto beharrlicher stößt man auf lauter Paradoxe menschlichen Ungarseins, auf gärende Gegensätze. Impulsivität verschmilzt mit Introvertiertheit, Jähzorn mit Konfliktscheu, Großherzigkeit mit wüster Intoleranz. Kleinkindhafte Unschuld kann sich ganz fest mit hoffnungslos erstarrten Vorurteilen kombinieren, Naivität mit Sentimentalität. Es gibt eine Lautheit, die alles verschweigen kann, es gibt halsstarre Leute mit butterweichen Seelen, pubertierende Senilität, Leute, die wie Grenzgänger leben und doch hoffnungslos voll sind mit einer Sehnsucht nach Mitte. Depressivität vermengt sich mit Aufbruchsbereitschaft, in einer Träne fließen Glück und Unglück zugleich. »Stets gärend und nie ausgegoren«, auf diese Formel hat schon

Franz Grillparzer das Wesen des von ihm nicht sehr geliebten Nachbarvolkes gebracht. Und wirklich ist das ewig Ungare ein noch immer gültiges Kennzeichen des Ungarn.

Ein stiller Ungar, der mit sich und der Welt Frieden geschlossen hat, das ist eine überaus seltene Erscheinung. Die Mehrheit ist auf der Suche, vielleicht sogar nicht einmal das, sie ist ohne erkennbares Ziel ganz mächtig unterwegs. Überall stößt man auf Leute, die wild aufeinander einreden, mit derb barocken Flüchen, und sich wild gestikulierend dabei förmlich verausgaben, in den gleichen Gesellschaften aber auch auf den ewigen Katzenjammer, alles sei ja doch *felesleges*, vergeblich, *félelmetes*, furchtbar, *szörnyű*, schrecklich. Die ungarische Sprache hält es mit der Vokalharmonie, die Ungarn selbst aber scheinen sich nur in offensichtlicher Disharmonie wohl zu fühlen. Sie nutzen ihr manchmal fast leiern klingendes Sprachprinzip der Vokalharmonie mit Vorliebe für Litaneien des Stöhnens und Klagens. Entspannung wäre Spannungslosigkeit, das nahende Ende, der Tod. Hat ein Nomade seine Heimat gefunden, dann ist er ein toter Nomade. So könnte das ungarische Volk seiner Urgeschichte dann dennoch treu geblieben sein und hätte sein Wandern nur dem Anschein nach um Budapest herum beendet, um innerlich auf den Steppen der Seele ewig weiterzuziehen.

Unter der destruktiven Kraft dauernder Verspanntheit verbirgt sich ein konstruktives Talent, sich selbst noch in den größten Widersprüchen lebhaft zu behaupten. In den solideren Nationen Europas suchen sich die Menschen ihre bestimmten Wege, grenzen sich ab, legen sich fest auf den Beruf, einen Wohnsitz, eine Urlaubslandschaft, eine Liebe usw. In Ungarn dagegen ist es nahezu üblich, seinen Lebenslauf auf vielen Straßen gleichzeitig anzutreten, sich eine Vielfalt von Seelen wachsen zu lassen und mit Gottvertrauen darauf zu hoffen, dass sie alle Platz finden mögen in einer Brust. Zwei- und mehrgleisig leben viele Menschen in diesem Land und richten damit, genau betrachtet, nicht selten ein beträchtliches Chaos an, furchtbar und fruchtbar zugleich. Viel Leben flackert auf in diesen Leben. Keine Zone des Glücks, kein Sumpf der Quälerei wird ausgelassen. So sind die Menschen oft nervenaufreibend bewegt, ganz selten aber der lähmenden Herrschaft eines allzeit soliden Mittelmaßes ausgesetzt.

Anders wäre wohl in dem traditionell krisengeschüttelten Raum an Donau und Theiß kein wirkliches Leben möglich. Hier kollidieren Kulturen aller Himmelsrichtungen. Mit Fug und Recht sieht sich Ungarn als mitteleuropäischer Schnittpunkt. Mitteleuropa aber ist kein süßes Märchen vergangener Tage, an das sich wehmütige Wünsche binden ließen. Es ist tradi-

tionell ein wüst explosives Gelände. Hier sieden die Widersprüche besonders heftig. Die jüngst in Schwung geratene Mitteleuropanostalgie vergisst über dem Beschwören bestimmter Zusammengehörigkeiten gern diesen Zusammenprall, der gerade Ungarn immer wieder verwundet und bis heute mit Narben gezeichnet hat.

Auch die kaiserlich-königliche Monarchie der Habsburger war nur ein krampfhaft zusammengehaltenes System, das mit stumpfer Ordnung für ein ewiges Weiterbrodeln der Spannungen sorgte, statt friedliches Neben- und Durcheinander großherzig zu ermöglichen. Die inneren Zerreißproben Jugoslawiens etwa oder auch die schroffen Konflikte zwischen Rumänien und Ungarn zeigen heute, wie groß die Aufgaben auch weiter sind, diesen Raum auch nur einigermaßen zu beruhigen. Es darf nicht verwundern, wenn die Menschen hier nicht gerade zu Mustern friedlicher Ausgeglichenheit wurden, sondern unruhig und wendig sind wie Fische.

Die ungarische Sprache kennt keinen Unterschied der Geschlechter, um so genauer kennen ihn die Ungarn. Im Verhältnis zwischen Mann und Frau ist die Gleichzeitigkeit traditioneller Verkrustung und fiebriger Modernität besonders verblüffend. Da blühen noch überall patriarchalische, spätritterliche Muster, Männer begegnen mit geschultem Anstand jeder Frau wie einer Dame, hofieren ihr im Stile des Biedermeier, beugen sich zu Handküssen und helfen ihr mit artigen Sätzen in den Mantel. Gleichzeitig ist die Auflösung aller Werte angesagt. Die moderne Gier nach restloser Freiheit hat längst an jeder Sitte, jedem Tabu genagt. Es gibt keine gültigen Spielregeln mehr auf dem Magnetfeld der Geschlechter, keine Instanz, die Moral neu fixieren könnte. Die Prüderie des Stalinismus ist überwunden, die Macht aller Kirchen gebrochen, das Alte zerstört, bevor noch etwas Neues geboren ist. Irritierte Anarchie, Moral auf verbrannter Erde, ein undurchsichtiges Gemisch stark gehemmter Hemmungslosigkeit, das sind die akuten Zeichen der Zeit.

Der junge Mann, der eben noch dem höflich umschwärmten Mädchen in den Mantel half, flucht ganz und gar unhöflich den sich verspätenden Freund an: *Fick doch deine Hurenmutter!* Die buchstäbliche Härte des Fluches wird in Ungarn allerdings nicht mehr empfunden. Da klingt der moralvergessene Ausruf eher wie ein ganz normales *Verdammt noch mal!* Dennoch ist der Verhaltensumschwung beträchtlich, doch der in Zorn Geratene käme nicht auf die Idee, einen Stilbruch bei sich zu bemerken. Mit atemberaubender Selbstverständlichkeit verbindet sich Verschämtheit mit Unverschämtheit, Ordnung mit Chaos.

Die Karambolage der Sitten hat auch die Frauen zu ganz eigenartigen Doppelwesen geformt. Mit gewaltigem Einsatz geht es ihnen darum, provo-

zierend schön zu sein. Sie sind gern dabei, wenn Mode noch herausfordernder zu werden verspricht, kürzen die Röcke und geben ihren Körpern gewagten Ausdruck.

Mit innerem Freiheitsverlust wird aber manch unterstrichener Reiz bezahlt, der Körper wird gezeigt, Augen und Seele jedoch geschlossen. Öffentliches Treiben hat in Ungarn nicht selten den Charakter eines etwas amateurhaft wirkenden Werbespots. Werbung, die Unendliches verspricht, doch auch bescheidene Wünsche streng genommen nicht befriedigen kann. Die Menschen finden in der reizvollen Flut keine Nahrung, sondern infizieren sich mit einer Gier ohne Aussicht auf Lust. Alle schwimmen mit auf den Wogen der gesellschaftlichen Triebkräfte (Karriere, Forint, Sex und Tausendsassatum), und keiner findet ans rettende Ufer der Ruhe.

Die Frauen sind dem Wechsel von Reizüberflutung und Befriedigungsebbe oft besser gewachsen als die Männer, weil sie sich in den Haushalten nicht nur verausgaben, sondern der Mittelpunkt von Sicherheit und Wärme sind. Ihr trotz aller Brüche ganzheitliches Naturell scheint gegen die ungarischen Irrungen und Wirrungen stärker geschützt zu sein als das der sich blind geradeaus verlaufenden Männer. Frauen verschwistern sich einfacher als Männer. Treffen sie fremd aufeinander, dann wird dennoch gleich das vertraute *du* verwendet, während sich Männer kühler im *Sie* bewegen.

Vielleicht ist es die Schuld der andauernden Selbstüberforderung, dass viele Ungarn zunächst einen angestaut intoleranten Eindruck erwecken. Hinter dem rauhen Geschimpfe gegen alles Fremd-Irritierende verbirgt sich jedoch häufig eine ebenso vollblütige Großherzigkeit. Minderheiten bekommen das doppelgesichtige Ungarn besonders heftig und oft schmerzhaft zu spüren, selbst wenn sie schon seit Jahrhunderten ganz fest im Land verwurzelt sind.

Bedeutende nationale Minderheiten gibt es nach den beiden verlorenen Weltkriegen kaum noch, um so mehr beschäftigt sich die empfindliche Volksseele mit den gleichermaßen wichtigen, wenn auch denkbar verschiedenen Gruppen der Zigeuner und der Juden.

Die ungarischen Juden ziehen sich oft den Hass der Neider zu, denen es an Selbstbewusstsein fehlt, die jüdischen Leistungen anzuerkennen. Weil es der sehr kreativen jüdischen Intelligenz gelingt, vor allem in Kunst und Wissenschaft von führender Wichtigkeit zu sein, kann sich missgünstiger Antisemitismus immer neu aufstauen. Besonders das Kleinbürgertum wird nicht müde, bei den Juden die Schuld für das ewige Gefühl eigenen Zukurzkommens zu suchen. Die Frustrationen finden so weder Erklärung noch Lösung, aber auch mit noch so falschen Etiketten lassen sich die unterschied-

lichsten Nöte offensichtlich leichter ertragen. Sündenböcke haben bei der dauernden Unzufriedenheit traditionell große Bedeutung im Land. Ist es nicht die Partei, die alles ruiniert, dann sind es die Russen. Wenn es auch die nicht sind, dann sind es eben die Juden. Oder lieber noch: Alle auf einmal sind schuld. Dabei ist gerade das Judentum für das moderne Ungarn eine elementare Kraftquelle. Wurde Budapest zu seiner Glanzzeit um 1900 von antisemitischen Reaktionären als Judapest beschimpft, so steckt im Schimpf eine Wahrheit, die für die Budapester Juden geradezu eine Auszeichnung ist, denn ohne ihr Geschick, ohne ihr Zutun, ohne ihren Horizont hätte die Großstadt Budapest ihre höchst eigenwillige Kultur überhaupt nicht entwickeln können.

Es ist nicht zuletzt ein jüdischer Brückenschlag, der immer wieder für die geistige Bindung Ungarns an Europa gesorgt hat. Gerade die Ungarn, die mit besonders lautem Stolz auf ihre tiefe Bindung an Europa hinweisen, verdammen oft das Wirken der Juden, die so viel Grenzüberschreitendes getan haben. So steht es eben um die Sehkraft blinder Nationalisten.

Die ungarischen Zigeuner haben es noch schwerer. Dass man sie überall an den unbeliebtesten Arbeitsplätzen sieht, bei der Müllabfuhr, hinter stinkenden Teermaschinen, bei der Straßenreinigung und als Träger auf den Baustellen, verschafft ihnen noch längst kein Ansehen. Dabei gehören die Zigeuner ganz elementar zum Gesicht des Landes, so sehr, dass Ausländer das Zigeunerische gern mit dem Ungarischen verwechseln. Mit ihrer archaischen Unruhe und ihrer Zivilisationsverweigerung erinnern sie die Ungarn vielleicht zu vehement an ihre eigenen asiatisch fernen Ausgangspunkte. Diese Erinnerung an die Ferne darf aber ebenso wenig verloren gehen wie das jüdische Talent grenzübergreifenden Denkens und Handelns, will sich Ungarn die Spannung erhalten, die dieses kleine Land mit unverwechselbarer Aufregung erfüllt. Die Minderheiten sind Schutzengel dieser Vitalität.

Nur wenn Ungarn seine eigensinnige Assimilationskraft behält, dieses gelungene Gemisch aus konservativen und revolutionären Talenten, kann der gesunden Unordnung *Made in Hungary* nichts Böses geschehen, dann lässt sich unverschämt weiter spekulieren über etwas so Wunderbares wie das ungarische Wesen der Ungarn.

Identität und Mentalität

Die Versuchung ist groß, Ihnen hier ein Referat nach Art der deskriptiven Völkerkunde des 18. und 19. Jahrhunderts zu bieten. Gleiches galt natürlich auch für die Europäer: Da sind die Bayern blond, lethargisch, von gedrungener Gestalt und tragen Lederhosen, der Ungar tritt in Gestalt des Puszta-Hirten auf, wahlweise auch als gar verwegener Reiteroffizier, ist auf jeden Fall aber temperamentvoll, schwarzgelockt und feingliedrig. Dem Trunke ergeben sind indes beide – die einen dem Bier, die anderen dem Tokajer.

Klischees also, nichts als Klischees, mit denen die heutige Ethnographie nichts mehr am Hut hat. Und dennoch: Osteuropäer ließen sich mit hoher Signifikanz schon rein äußerlich von Westeuropäern unterscheiden, jedenfalls ging das bis in die frühen 90er Jahre relativ problemlos – dafür sorgten z. B. Brillengestelle, Windjacken und sogar volksdemokratische Varianten des Bikinis.

Heute haben sich diese Äußerlichkeiten weitestgehend verwischt, Unterscheidungsmerkmale finden sich aber nach wie vor – auch wenn es z. T. einer deutlich längeren Beobachtungszeit bedarf um sie herauszufinden. Gehen wir streng wissenschaftlich vor: Kultur, so die Definition der modernen Kulturanthropologie, ist die Fähigkeit einer Gesellschaft, mit den vorhandenen Ressourcen Probleme zu lösen. Östlich des *Eisernen Vorhangs* bestanden nun zweifellos eine andere Ressourcenlage und damit auch andere Probleme und Problemlösungen als im Westen. Damit kann man wissenschaftlich korrekt von einer eigenen Ost-Kultur sprechen und zudem die Ursachen ost-spezifischer Problemlösungen zu deuten versuchen.

Am Deutlichsten gelingt das am Beispiel Deutschlands: Hier hatte der real existierende Sozialismus einen gigantischen ethnologischen Laborversuch unternommen, indem er eine ursprünglich weitgehend einheitliche Population brutal in zwei Versuchsgruppen unterschied.



Wrobel-
Leipold

Mai 00

Sprache: Ein Ergebnis war die Entwicklung unterschiedlicher Sprachmuster. Gerade die Sprache ist eine kulturspezifische Lösung von Problemen und nirgendwo wurde der Ost-West-Unterschied deutlicher manifest.

Meine erste einschlägige Erfahrung geschah quasi in Form eines Blindversuchs: Im Jahre 1985 wurde ich auf einer Fähre von Rijeka nach Griechenland Zeuge eines Gesprächs: Ein Herr machte Konversation mit einem Griechen, in einem Deutsch, das keinerlei landsmännische Färbung hatte. Der Herr war ganz offenkundig deutscher Muttersprachler, ließ zwar mit keinem Laut errahnen, aus welcher Gegend er kommen könnte, sprach aber dennoch ein für meine Ohren sehr eigenes Deutsch. Etwa: »Man freut sich, dass Ihrerseits schwere Agrartechnik einer Nutzung zugeführt werden soll« – womit er meinte: »Schön, dass Sie einen Mährescher kaufen wollen«. Er reihte munter Genitive aneinander – etwa: »Der Meister des Fleischerhandwerks sprach im Saale des Rates des Kreises über die Meisterung der Versorgung der Bevölkerung der Hauptstadt der Republik«. Und er gab mit Rätsel auf, als er erklärte: »Unser Dispatcher hat im Objekt einen Polylux aus der VRP«.

Der Herr war, wie sich später herausstellte, Vertreter einer volkseigenen Landmaschinenfabrik in Sachsen, sein Deutsch Ausfluss einer typischen Problemlösungsstrategie. Als Reisekader, oder besser, um Reisekader zu bleiben, hatte er – bewusst oder unbewusst – den offiziellen Duktus übernommen. *Identifikation* heißt so etwas bei Sigmund Freud und meint die Angleichung an die Mächtigen zwecks Schutz vor Sanktionen. Eine Beobachtung, die ich nach der Wende noch öfter machen sollte: Ostdeutsche wirkten selbst beim small-talk so, als würden sie vom Blatt ablesen.

Daher die Formulierung »man freut sich«. »Ich freue mich« hätte wohl bedeutet, einen konkreten persönlichen Standpunkt zu offenbaren. Daher auch die Häufung von Genitiven – offenbar eine Übernahme aus dem Russischen, entstanden wohl zu einer Zeit, da diese Form der Identifikation überlebenswichtig war.

Daher auch die Verdingwortung der Sprache: Wo Westdeutsche nutzen, durchführen oder abfahren, galt in der DDR *einer Nutzung zuführen, zur Durchführung bringen* bzw. *zur Abfahrt kommen*. Hier handelt es sich um Wortkonstruktionen, die in der Vorkriegszeit als Sprache vermeintlicher Bildungsbürger galten – Kurt Tucholsky hat in den 20er Jahren trefflich darüber gespottet.

Die Führungselite der DDR stammte nun bekanntlich aus einfachen Verhältnissen und erfuhr ihre Sozialisierung in den 20er und 30er Jahren. Wen wundert es also, wenn sie versuchte, sich sprachlich der Bildungselite jener Jahre anzupassen, eine Anpassung, die nach dem Kriege von ihren

Untertanen nachvollzogen wurde. Beides ist schlicht Identifikation im Freudschen Sinne. Wie sehr diese Führungsschicht bürgerliche Formalien verinnerlicht hatte, zeigt sich auch daran, dass im Arbeiter- und Bauernstaat die Berufe Arbeiter oder Bauer keine Ideale waren – wenn schon, dann Agraringenieurökonom.

Und genau wie westdeutsche Bildungseliten jener Zeit, verketzerte auch ein Walter Ulbricht die *kulturimperialistischen* Anglizismen in der deutschen Sprache. Ob seine Lösungen im Einzelfall eleganter waren, mag dahingestellt bleiben: Man ersetze z. B. im Begriff *Nationale Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik* doch bitte einmal alle Fremdwörter durch deutsche, wobei *deutsch* von *teotoscus* kommt, was soviel heißt wie *zum Volke gehörig*. Aus ›NVA‹ der DDR wird dann *die völkische Volksstreitmacht der zum Volke gehörigen volksbeherrschten Volkssache*.

Die Eigenart, anstatt Nationalitäten und dazugehöriger Adjektive Abkürzungen zu setzen, war gleichfalls ein Versuch spezifische Probleme zu beheben: Während Ungarn oder Polen unabhängig vom politischen System stets Ungarn bzw. Polen blieben, ergo nie Probleme mit der nationalen Identität hatten, sah die Sache für die Führung in Ostberlin wesentlich diffiziler aus: Der Terminus *deutsch* war ja nun auch vom Klassenfeind besetzt, weshalb man seit den 60er Jahren das Wort *deutsch* durch *unsere Republik* oder Komposita rund um die Abkürzung DDR ersetzte. *Deutsch* blieben ein Hund und die Frikadelle: Der deutsche Schäferhund mutierte nicht zum *Hund der Schafschaffenden der DDR* und aus dem deutschen Beefsteak wurde kein *Rinderhackbraten unserer Republik*.

Natürlich ist es irgendwie unbefriedigend, wenn man da, wo andere Leute ihre Identität mit einem Adjektiv kundtun, nur eine Abkürzung setzen kann, weshalb man konsequenterweise auch andere Nationen auf Kürzel reduzierte und so versuchte, einen Anschein von Normalität zu erwecken.

Im Alltagsgebrauch setzte sich dies freilich nicht recht durch, so dass unser Meister des Fleischerhandwerks weder Hartwurst nach Art der UVR noch Rohwurst der VRP oder Eier der RFSR zu Gerstensaft aus der CSSR empfahl, sondern bei ungarischer Salami, Rohpolnischen, russischen Eiern und tschechischem Bier blieb.

Weiter lässt sich feststellen, dass Neubildungen von Wörtern entweder anderen Notwendigkeiten entsprangen als im Westen oder aus osteuropäischen Sprachen entlehnt wurden: *Bulldogfahren* war und ist in Westdeutschland keine eigene Berufstätigkeit, daher gibt es dort auch keinen Traktoristen. Ein Rettungsdienst wurde in beiden Teilen Deutschlands erst nach dem Kriege aufgebaut – in Westdeutschland hieß er dann Notarzt, in der DDR kam über das Russische die *Schnelle medizinische Hilfe*. Und auf

den Speisekarten rezipierten die Westdeutschen den Hamburger und die Ostdeutschen die Soljanka.

Mit der Mauer entfiel auch die Notwendigkeit einer spezifischen Sprachfindung. Gesamtdeutsche Rezeption gefunden haben die Termini *Fakt, unsere Republik* und *die Hauptstadt*, wenn die preußische Ortschaft Berlin gemeint ist. Ansonsten ist das DDR-Deutsch heute im Verschwinden begriffen. Als erstes erwischte es die Komplexannahmestelle – jüngere Ostdeutsche halten sie heute wohl für eine psychologische Ambulanz.

Heute kommt es vor, dass ein sächsischer Student, Anfang 20, seinen sächsischen Kommilitonen gleichen Alters den Begriff *Werktätige* erklären muss – so hießen in der DDR die Arbeitnehmer.

Auch völlig ideologiefreie Wörter sind am Verschwinden: Meine 9jährige Tochter lernt bei ihrer gleichaltrigen Dresdner Freundin sächsische Vokabeln und diese bei ihr bayerische. Als ich die junge Dresdnerin frage, wann ihre Familie wieder auf die Datsche zieht, sieht sie mich verständnislos an: »Datsche? Was ist das? So gut kann ich noch kein Bayerisch!«

Was an Sprache freilich noch konserviert bleiben wird, findet sich in den Vornamen. An ihnen kann man erkennen, ob jemand in den alten oder in den neuen Bundesländern geboren wurde: Keine Westdeutsche heißt *Doreen, Kathleen* oder *Mandy*, kein Westdeutscher *Andree* – mit Doppel-E – *Rico, Leif* oder *Maik* – mit ai. Auch diese Namensgebung ist ein kulturspezifisches Phänomen. Wo keine Reisefreiheit herrscht, besucht man fremde Länder halt im Kopf und in Form exotischer Vornamen.

Einen ähnlichen psychologischen Mechanismus konnte man auch in Westdeutschland beobachten: Solange den Westlern zum Reisen das Geld fehlte, pflegten sie mit Inbrunst Seemannslieder von fernen Ländern.

Äußerlichkeiten: Gebrauchsgegenstände sind Problemlösungen für den Alltag. Wo der Staat das Güterangebot zentral regelt, sind auch die Problemlösungen weitestgehend vereinheitlicht – das erklärte die offensichtlichen Unterschiede zu Bewohnern westeuropäischer Länder: Wo Brillengestelle, Anzugstoffe, Anoraks und Einkaufstaschen zentral geplant und verteilt werden, braucht man sich über eine gewisse Uniformität nicht zu wundern. Und wenn das Design a priori Zweckmäßigkeit und der Notwendigkeit Material zu sparen folgt, und weniger modischen Arabesken, resultiert aus diesem Sachzwang eben eine ganz spezifische Eleganz.

Deren Ergebnisse können im Einzelfall ästhetisch durchaus respektabel sein: Wo Materialmangel z. B. auf Beine trifft, die einem universellen Schönheitsideal entsprechen, lassen sich ökonomische Knappheit und Ästhetik trefflich miteinander verbinden. In diesen Fällen erreichte Osteu-

ropa nicht von ungefähr Weltniveau. Ein Beispiel für diese gelungene Symbiose war der osteuropäische Mirock. Gleiches mag auch für kurze Hosen für Herren gelten, doch fehlt mir die Sachkunde, um deren Wirkungen nun detailliert würdigen zu können.

In den Jahren nach der Wende ließen sich Osteuropäerinnen – auch solche in langen Hosen – signifikant häufig an den Haaren erkennen, ein Phänomen auf das mich meine Frau aufmerksam machte: Bei Probandinnen ab 35 war das Haar oft glanzlos, ja struppig, was wir auf aggressive Haarpflegemittel der volkseigenen chemischen Industrie und zu hohe Temperaturen realsozialistischer Haartrockner zurückführten. Eine Hypothese, die gut in die vorgenannte Kulturdefinition passte, bis wir in Dresden auf einen Tiger trafen. Auch für das Tigerfell hätten wir konstatieren müssen: Geschädigt durch aggressive Haarpflegemittel der volkseigenen chemischen Industrie und zu hohe Temperaturen realsozialistischer Haartrockner. Was aber wohl nicht sein konnte. Eine weitere Überprüfung der Hypothese war uns nicht mehr gestattet, weil sich Glanz und Fülle östlicher Haartracht alsbald dem Westen anlich und sich überdies Dresden von seinem Tiger trennte.

Womit ich bei Mao Zedong wäre. Der chinesische Kommunismus hat sich in der Vergangenheit ja als wesentlich flexibler erwiesen als jener Moskauer Prägung. Es verwundert also nicht, wenn wir auch in Europa ein Diktum des Vorsitzenden Mao nach wie vor bestätigt finden: »Der Osten ist rot!« Ob der große Vorsitzende damit wirklich die Haarfarbe der ostdeutscher Bürgerinnen gemeint hat, mag dahingestellt bleiben, die Empirie bestätigt ihn jedenfalls voll und ganz. Eine Erklärung könnte in unserer Kulturdefinition liegen: Mag sein, dass die volkseigene Chemie-Industrie in Zeiten der Knappheit Synergie-Effekte anstrebte, indem sie bei Haarfärbemitteln gezielt jene Farbtöne anbot, die ohnehin für die Herstellung von Winklementen und Fahnen produziert werden mussten. Der Einwand, die Farbe der »FDJ« sei doch aber Blau gewesen, bestätigt meine Theorie eher, waren violette Haare doch gleichfalls weit verbreitet.

Was Äußerlichkeiten angeht, bilden heute Ost und West wieder einen einheitlichen Kulturraum, abgesehen von zwei Ausnahmen: Künstliche Schneidezähne aus Metall findet man in Westdeutschland keine, hat doch der westdeutsche Kassenpatient hier Anspruch auf Porzellan oder zahnfarbenen Kunststoff, was allerdings erheblich kostspieliger ist als Metall. Der ostdeutsche Patient hat diesen Anspruch heute natürlich auch – wenn man trotzdem noch Schneidezähne aus Metall sieht, ist das ein großes Kompliment an die Qualität ostdeutscher Zahnärzte, beweist es doch, dass deren Arbeit wenigstens zehn Jahre hält. Westdeutsche Dentisten jammern schon, wenn man von ihnen nur eine zweijährige Garantie fordert.

Die zweite Ausnahme betrifft wieder eine Farbe: »Der Osten ist grau« – jedenfalls was das Schuhwerk für Herren betrifft. Ich hatte ursprünglich die Erklärung, dass graue Schuhe vorwiegend innerhalb des »RGW« abgesetzt werden mussten, da sie im Export unverkäuflich waren. Heute stehe ich in ostdeutschen Filialen westdeutscher Schuhketten staunend vor ganzen Regalen nagelneuer hellgrauer Sandalen und Halbschuhe, die ich in München oder Düsseldorf vergeblich suchen würde.

Ein kulturspezifisches Motiv für diese Farbwahl habe ich bisher nicht gefunden, doch muss ich anerkennend feststellen, dass der Ostdeutsche Verbraucher es geschafft hat, seine Präferenzen durchzusetzen.

Verhaltensweisen: Was neben roten Haaren, grauen Schuhen und fremdländischen Vornamen von der DDR übrig geblieben ist, sind spezifische Verhaltensweisen: Ostdeutsche sind zurückhaltender, höflicher, sozialer. Während im Westen eine Un-Kultur des Wegschauens besteht, wird es Ihnen z. B. in der Dresdner Trambahn nicht gelingen, Ihren Regenschirm zu vergessen – da sind die anderen Fahrgäste davor. Der Fahrer ebenjener Tram wird Ihnen nicht die Tür vor der Nase zumachen und davonfahren, vielmehr wird er Ihnen eine reelle Chance geben, die Bahn gerade noch zu erwischen. Und Sie werden sich dafür artig bedanken. Sollten Sie Kinder haben, dann stellen Sie sich versuchsweise in die Schlange vor einer Kinderattraktion. Pony-Reiten zum Beispiel. Im Westen werden Sie gar keine Schlange finden, sondern einen Auflauf, in dem die Eltern mit Ellbogen-gewalt versuchen, zunächst die eigene Brut auf's kleine Ross zu setzen. Im Osten stellt man sich an, wartet und ermahnt ggf. den eigenen Sprössling, gefälligst nicht zu drängeln, andere wären schließlich vorher dran.

Bei dieser Gelegenheit wird man feststellen, dass Ostdeutsche ihre Kinder nach einem recht rigiden Normenkatalog erziehen – Normen, die man im Westen oft genug vergeblich sucht. Für westdeutsche Verhältnisse also geradezu japanische Umgangsformen, was nicht etwa daran liegt, dass Ostdeutschland geografisch näher an Japan liegt. Der erste Grund ist der, dass die Studentenrevolte von 1968 und ihre Folgen im Osten schlicht nicht stattfanden. Cora Stephan beschreibt diese Folgen für Westdeutschland mit dem Satz: »Das große Missverständnis der späten 60er Jahre bestand darin, dass man mit der Entlarvung der verdächtigen bürgerlichen Gesellschaft auch alle anderen filigranen Regeln und Riten für verzichtbar erklärte, die das Zusammenleben von Menschen, die miteinander, wie die große Mehrheit, weder verwandt noch befreundet, noch auch nur bekannt sind, zuträglich machen könnten.« (Cora Stephan: Der Betroffenheitskult. Eine politische Sittengeschichte, Reinbek 1993, S.60.) In Ostdeutschland sind diese

»filigranen Regeln und Riten der bürgerlichen Gesellschaft« durchaus erhalten geblieben.

Mit der Wiedervereinigung kamen also zwei unterschiedliche Alltagskulturen unter ein staatliches Dach. Kultureller Wandel schafft immer Unsicherheiten, erst recht dann, wenn er abrupt geschieht, und aus Unsicherheiten entsteht – zumindest vorübergehend – ein Verlust an Identität.

Identität meint eine kollektive Lebenserfahrung, bedingt durch gleiche Lebensbedingungen, gemeinsame Erfolgserlebnisse und gemeinsame Frustrationen. Alles miteinander ergibt einen Rahmen, der dem einzelnen die Orientierung und den Umgang mit anderen erheblich erleichtert. Mit der DDR zerfiel auch dieser Rahmen – wo es Nostalgie gibt, gilt sie ihm, nicht dem Staat.

Wichtiger Teil dieses Orientierungsrahmens waren die *kleinen Kollektive*. *Kleine Kollektive* meinte zunächst einmal ein kompliziertes Geflecht informeller Beziehungen: In Zeiten der Mangelwirtschaft war es höchst nützlich, sich beim Schlangestehen gegenseitig auszutauschen: Ich weiß wo's Kinderschuhe gibt, du sagst mir, wo ich einen Auspuff herbekomme. Gut war es auch, sich mit der Zahnarthelferin (ostdeutsch: *Stomatologische Schwester*) und dem Automechaniker gut zu stellen. Dann konnte man nämlich gegen einen bevorzugten Zahnarzttermin eine Auspuffreparatur *außer der Reihe* eintauschen.

Kleine Kollektive blühen noch heute: Am Arbeitsplatz, in Hausgemeinschaften, Datschensiedlungen oder studentischen Seminargruppen. Und sie sind offensichtlich sehr wirkungsvoll – ich habe in Ostdeutschland z. B. nie davon gelesen, dass ein Briefkasten übergequollen wäre – und man erst deshalb gemerkt hätte, dass der Hausgenosse im dritten Stock schon seit Monaten verstorben war. Und ich sehe mit Freude, wie studentische Seminargruppen gemeinsam solide Arbeitsergebnisse präsentieren, ohne nächtelang um des Kaisers Bart zu streiten.

Westdeutsche sehen die kleinen Kollektive vorwiegend unter dem Aspekt einer lästigen sozialen Kontrolle, beklagen aber gleichzeitig vehement einen Mangel an Gemeinsinn.

Natürlich: Wer in seiner Nachbarschaft ausschließlich neben anderen Westlern wohnt, wer den Osten nur aus dem Fernsehen kennt, dem bleibt die zauberhafte Welt der kleinen Kollektive verschlossen. Und umgekehrt, kann man einem kleinen Kollektiv nicht einfach beitreten, wie einem Tennis-Club. Der Beitritt wird einem vielmehr angetragen und vollzieht sich häufig durch den Genuss einer Speise, die hohes gegenseitiges Vertrauen erfordert, an einem Ort, der zu den heiligen Plätzen der Ostdeutschen zählt: Bei Soljanka auf der Datsche.

Prüfungsgeschichten

Sándor Káli

Januar 01

Diese Idee fiel mir ein, als ich neulich an meinen alten Professor dachte, der seine bis in die frühen Nachtstunden hineinreichenden Vorlesungen (über Messtechnik, wenn ich mich nicht irre) immer mit einer lustigen Anekdote begann. Dies tat er um so mehr, als das Thema seiner Vorlesung in Sachen Spannung nur mit Wasserstandsmeldungen konkurrieren konnte. Viele von uns, und ich gehörte auch dazu, haben das Ganze nur wegen der Eröffnungsgeschichte über sich ergehen lassen.

Und hier kommt die Erste:

Es geschah, dass er als junger Student in einer universitätsnahen Kneipe in Begleitung von zahlreichen Biergläsern gerade darüber nachdachte, wie er die Prüfung am kommenden Tage ablegen könnte. Lernen kam wegen der Kürze der Zeit überhaupt nicht in Frage. Plötzlich hörte er Geräusche, die vom Basislärm der Kneipe abwichen. Ein älterer Gentleman stritt sich in Wort und Tat mit drei jüngeren Herausforderern. Da das Personal die Neutralität bevorzugte, sah es danach aus, dass der ältere Herr tüchtig zugerichtet werden würde. Unser Held konnte – einerseits aus Jux, andererseits wegen seiner in einem Fabrikviertel verbrachten Jugend – nicht tatenlos zusehen und eilte dem Alten zu Hilfe. Die neue Lage und ein als Zahnersatz eingesetzter, ca. 15 cm langer Untermieterschlüssel zwang die Angreifer zum Rückzug. Der auf diese Art gerettete Alte schüttelte seinem jungen Helfer ohne viel Federlesens die Hand und entfernte sich vom Tatort nach dem Verzehr einiger Biere. Unserem Helden blieb nur noch zum Duschen etwas Zeit übrig. Am Prüfungsort angekommen meldete er sich mit der Gelassenheit der Chancenlosen als erster unter den verängstigten Kommilitonen zur Prüfung und erlebte den großen Augenblick seines Lebens: Im Prüfer erkannte er seinen Mitkämpfer aus der Kneipe, der den kalten Umschlag vom Kopf entfernte und schlug ihm vor, ein Stündchen zu schlafen. Aus dem Stündchen sind zwei geworden. Anstandshalber haben sie sich auf eine *Vier* geeinigt und schüttelten sich nochmals die Hand. Die Gerechtigkeit hat gesiegt, obwohl mein ehemaliger Professor noch erzählte, dass sich das wahre Drama in den Gesichtern der Prüflinge abspielte, denn was könnte noch geschehen, wenn man für ein *Genügend* so viel kämpfen müsse.

Freundin der deutschen Sprache

Lucia
Szivi-Harsányi

Februar 01

An die Redaktion der ›Der Bund‹:

Als Gast in Ihrem Land bewundere ich Ihre Demokratie und Ihre Anstrengungen, diese Prinzipien zu schützen und zu verbreiten.

Umso mehr tut es mir leid festzustellen, welche unerwünschten Früchte diese guten Absichten tragen können. Ich denke an die sogenannte *frauen-gerechte Sprache*.

Ich kann es kaum verstehen, warum man sich mit umständlichen Ausdrücken, wie zum Beispiel *Seniorinnen und Senioren* oder *Velofahrerinnen und Velofahrer* abquälen muss. (Ich fand es auch merkwürdig, als vor Ostern darüber berichtet wurde, dass in den Geschäften eine neue, und zwar in *frauengerechter Sprache* verfasste Ausgabe der Bibel zu bekommen sei.)

Abgesehen von der Verschwendung von Druckfarbe, Papier und Zeit, um diese Höflichkeitsformeln zu drucken, zu lesen, zu senden und zu hören: Hat jemand schon einmal daran gedacht, welches Attentat es gegen die deutsche Sprache verkörpert? Hat jemand daran gedacht, zu welchem Monstrum sich die Sprache auf diese Weise entwickelt?

Die Konsequenzen reichen nämlich weiter. Eigentlich müsste die Überschrift: *Leserinnen- und Leserbriefe* heißen, statt *Bürgerinitiative* sollte man von *Bürgerinnen- und Bürgerinitiative* sprechen, und die Straßenschilder mit der Aufschrift *Fußgängerzone* sollten gegen *Fußgängerin- und Fußgängerzone* ausgetauscht werden. Hübsche Aussichten, nicht wahr?

Die Gleichstellung der Frau ist wahrscheinlich für viele wichtig. Diese Unbequemlichkeit mit der Sprache nimmt – so nehme ich an – jeder nur in Kauf aus Angst, nicht als Frauenfeind oder Antidemokrat zu gelten.

Der Anstoß, diese Gedanken mit Ihnen zu teilen, gab mir Ihr Bericht in ›Der Bund‹ vom 6. Juni 2000, Seite 13, über Barbara Marty Kälin's Vereidigung, wo sie im Nationalrat die Formel »Ich gelobe es, die Rechte des Volkes und seine Bürger...« mit der Bemerkung »...und für die Bürgerinnen...« ergänzt hat.

Ich schlage vor, die Idee zu verbreiten, unter den sogenannten Sammelbegriffen einfach beide Geschlechter zu verstehen.

Für mich wird die Gleichstellung der Geschlechter viel kraftvoller ausgedrückt, wenn, anstatt beide aufzuzählen erst gar nicht danach unter-

schieden wird. Mit dem Begriff *Arzt*, müsste man Menschen meinen, die Kranke heilen – und nicht etwa *Kranke und Krankinnen*, der Begriff *Lehrer* sollte daher Menschen bezeichnen, die Schüler unterrichten, und zwar unabhängig vom Geschlecht. Eine Unterscheidung oder Betonung würde ich erst vornehmen, wenn es wirklich darauf ankommt oder von Bedeutung ist.

Im Sprachgebrauch verwendet man ohnehin heute schon geschlechtsneutrale Ausdrücke: wenn man über Geiseln, Kranke, Gefangene, Abgeordnete, Mitglieder oder Gäste spricht, bedient man sich auch nicht der oben erwähnten umständlichen Formel.

Zum Schluss verrate ich, dass ich eine Frau bin. Verabschieden möchte ich mich trotzdem nicht als eine *Freundin der Schweiz*, sondern als ein *Freund der Schweiz*.

Erschienen im schweizerischen Tageblatt ›Der Bund‹ unter dem Titel:
Neue Rolle – neue Sprache? am 21. Juni 2000

Ukrainische Soljanka

Tubik Anett fantasztikus Soljankát főzött a novemberi összejövetelre, a 60 adag pillanatok alatt elfogyott. Közkívánatra közreadjuk a receptet. A lipcseiek igazán nem sértődnének meg, ha a berliniek vagy a későbbi házigazdák megkísérelnék überolni a szász ukrainische Soljankát. Anettnek a szász szinkrontolmácsolást is köszönjük !!!

200g *Zwiebeln*
 100g *Speck*
 2 *Knoblauchzehen*
 100g *Tomatenmark*
 1 *Esslöffel süßer Paprika*
 500g *gemischtes Fleisch (Niere, Bratenreste, gekochter Schinken)*
 2 *saure Gurken*
 1 1/2 l *Fleischbrühe*
 Salz
 Pfeffer
 1/2 *Zitrone*
 3 bis 4 *Esslöffel saure Sahne*
 Dill
 Petersilie

Die fein gehackten Zwiebeln in den Speckwürfeln glasig braten. Den geriebenen Knoblauch, Tomatenmark und Paprika sowie die in dünne Streifen geschnittenen Fleischstücke und die ebenso geschnittenen sauren Gurken dazugeben und wenige Minuten dünsten. Die Fleischbrühe zugießen und die Suppe 5 Minuten kochen. Mit Salz und Pfeffer würzen. In eine Schüssel füllen, 2 bis 3 Zitronenscheiben einlegen. Kurz vor dem Servieren die saure Sahne hineingießen. Gehackten Dill und Petersilie darüber streuen.

Zwei Kinder – zwei Sprachen?

Anett Tubik

September 01

»Oh, deine Kinder haben's gut, sie müssen sich nicht jahrelang in der Schule mit dem Fremdsprachenlernen abquälen!«, »Gut, dass du sie in Deutsch unterrichtest!«, höre ich oft meine Bekannten neidvoll sagen. Und als Deutschlehrerin an einem Gymnasium kann ich diese Ansichten gut verstehen, da ich weiß, wie hart meine Schüler arbeiten müssen, bis sie die Sprachprüfung in der Rigó u. bestehen.



Doch so einfach ist es auch für uns nicht gewesen, bis unsere zwei Kinder zwei Sprachen sprechen konnten.

Ich möchte Ihnen über unsere Erfahrungen mit der Zweisprachigkeit in der Familie berichten und unsere Kinder vorstellen. Wir, mein Mann Zoltán und ich führen eine sogenannte Mischehe. Mein Mann ist Ungar, ich kam aus Sachsen nach Esztergom, wo wir seit 1987 leben. Anfangs sprachen wir zu Hause nur deutsch miteinander, im Laufe der Jahre wurde aber Ungarisch zweite gleichberechtigte Sprache für die gesamte Familie.

Unser Sohn Dániel wurde 1988 in Esztergom geboren, unsere Tochter Dóra kam 1992 ebenfalls hier zur Welt. Ihre Namen hatten wir so gewählt, dass sie weder für die ungarischen Nachbarskinder noch für die deutsche Verwandtschaft zum Zungenbrecher werden. Und einig waren wir uns, die Kinder zweisprachig aufwachsen zu lassen.

Von der Theorie hatten wir nur so viel Ahnung, dass man dabei die Strategie *eine Person – eine Sprache* verfolgen soll. Die Lösung lag auf der Hand: Vater und Mutter sprechen in der Sprache, die sie am besten beherrschen, in ihrer Muttersprache. Im Voraus sei gesagt, dass das bei Dóra, unserer Zweiten, nicht mehr so glatt ging. Wir hofften, dass es unsere Kinder leichter haben würden, im harten ungarischen Schulalltag zu bestehen.

Und nicht zuletzt gibt es ja auch die Oma und Cousins und Kusinen in Deutschland, die mit ihren ungarischen Verwandten sprechen wollen. Dabei dachten wir anfangs nicht ernsthaft darüber nach, ob unsere Kinder das später auch so sehen und tatsächlich einmal Deutsch sprechen würden.

Und würde die ungarischsprachige Umgebung unsere Bemühungen akzeptieren und unterstützen?

Bei den Leuten um uns herum stießen wir anfangs schon auf Bedenken, ob unser Sohn in einigen Monaten nicht ein Kauderwelsch sprechen würde, das keiner versteht. Würde er nicht überfordert sein?

Nach der Ankunft unseres ersten Kindes Dániel gab es noch einen ganz einfachen Grund dafür, dass ich mit ihm deutsch sprach, ich konnte nämlich kein Ungarisch.

Und während sein Vater ihn auf Ungarisch liebte und in den Schlaf wiegte, sang ich ihm *Schlaf, Kindchen schlaf!*, gab ihm statt einem *cumi* den *Schnuller* und wartete, nachdem er getrunken hatte, auch mal eine dreiviertel Stunde auf ein *Bäuerchen*, während sein *apa* genau so lange auf ein *böfi* warten musste. Was übrigens früh um drei auf dasselbe hinausläuft.

Obwohl ich in den nächsten Monaten langsam hinter die Geheimnisse der ungarischen Sprache kam und Sprachunterricht beim Einkauf, beim Gang zum Kinderarzt und am Sandkasten nahm, sprach ich doch zu Hause nur deutsch mit Dániel.

Schweren Herzens machte ich doch einen Kompromiss: Mütter und Väter aus deutschen Landen sind verzückt, wenn ihr Erstes zum ersten Mal *Papa* und *Mama* sagt! In unserer Familie waren *papa* und *mama* schon von den ungarischen Großeltern besetzt. Da mich meine Kinder inzwischen ganz deutsch *Mutti* rufen, bin ich heute nicht mehr eifersüchtig auf die ungarische Oma.

Nach 15 Monaten begann Dániel zu sprechen, ungarisch! Was ich ihn auch fragte, ich bekam nur ungarische Antworten: »Was ist das, Dániel?« – »Autó«, »Bist du müde?« – »Nem«, kam es hartnäckig.

Sollte nun doch alles umsonst gewesen sein? Ich sah mich schon dolmetschen, wenn wir im Sommer zur deutschen Oma fahren würden. Aber es gab einen Hoffnungsschimmer. Er musste mich verstehen, denn er reagierte ja auf meine deutschen Worte.

Inzwischen sprach er so gut, dass ich zum ersten Mal ein ungarisches Wort von meinem Sohn lernte: *kutyaház* – Hundehütte.

1990. Unser erster gemeinsamer Besuch bei der sächsischen Oma stand an. Das erste Jahr nach der Wende brachte für uns noch nicht den Wendepunkt. Dániel speicherte wohl fleißig alles Deutsche, vor uns verbarg er das aber noch.

Seine Wende kam erst im Sommer 1991. Er war im Mai drei Jahre alt geworden. Und jetzt hatte er das, was die Wissenschaftler Motivation nennen. Bisher hatte ich ihm den Kakao auch gebracht, wenn er bat: »Kérem a kaksimat!«

Er musste schon früh gemerkt haben, dass ich auch mit der *Vatissprache* zurecht kam. Aber aus Omas sächsischer Speisekammer bekam er nichts, wenn er auch noch so oft wiederholte: »Van édességed?« – (»Hast du was Süßes?«). Das hatte der kleine Dani nach wenigen Tagen begriffen. Die Muttersprache war jetzt auch die Sprache der Oma und aller Kinder, mit denen er spielen oder sich streiten wollte. Nebenbei gesagt, den reichen Schatz an deutschen Schimpfwörtern hatte er – dank seiner Cousins – schnell drauf!

Von da an ging es rasend schnell mit Dániels Deutschkenntnissen. Jetzt fühlte er, wie nützlich die *Muttisprache* ist und wollte gleich gar nicht mehr anders. Wir waren nach 10 Tagen noch immer in Deutschland, als sein Vater anrief, mit dem er seit zwei Wochen nicht mehr gesprochen hatte. Auf die ungarische Frage: »Hogy vagy?« – (»Wie geht's?«), antwortete Dániel im schönsten Sächsisch: »Wir spielen den ganzen Tag im Sandkasten«.

Wieder zu Hause in Ungarn, wollte er dann doch wieder kein Deutsch reden. Wenn überhaupt, dann nur mit mir. Als ihn meine Deutschlehrerkollegin einmal fragte: »Na, was gab es denn heute im Kindergarten zu essen?«, gab er ganz cool zurück, »Levest« – (»Suppe«).

Unser Urlaub bei der sächsischen Großmutter musste aber gewirkt haben, denn jetzt kam es vor, dass er aus der einen Sprache in die andere übersetzte. Bei einem Gespräch über das Theater – ungarisch *színház* – fragten wir ihn, ob er wüsste, was das ist. »Na klar, so ein buntes Haus«, kam die Antwort. Mit fünf Jahren kam er aufgeregt von einem Ausflug zurück, der ihm wohl sehr gefallen haben musste. »Teljesen be vagyok szellemedve«, sagte er und wollte ausdrücken, dass er begeistert ist.

In den folgenden Jahren, besonders nach seinem Schulanfang und nach jedem Deutschlandbesuch, wurde Deutsch zweite gleichberechtigte Sprache. Inzwischen liest er auch deutsche Bücher und Zeitungen und ich bekomme auf meine Fragen fast immer eine deutsche Antwort.

Wenn wir aber in der Öffentlichkeit sind, möchte er nicht, dass ich deutsch mit ihm rede, denn er will so nicht auffallen. Schimpfe ich ihn dagegen vor anderen Ungarn aus, findet er es ganz praktisch, wenn ich das lieber auf Deutsch mache.

Mit der Geburt von Dóra im August 1992 änderte sich für unser Vorhaben einiges. Für Dániel war Deutsch die Muttersprache. Mit seinem Schwesterchen sprach er nur ungarisch. Auch ich sprach inzwischen schon etwas mehr in dieser schwierigen Sprache. Und gar nicht bewusst sprach ich nun mal auf Deutsch und mal auf Ungarisch mit Dóri. Es muss nicht einfach für sie gewesen sein, denn sie begann erst mit drei Jahren zu sprechen, ungarisch.

Erst im Alter von 5 Jahren zeigten dann auch bei ihr die Sommerferien in Deutschland Wirkung und sie begann, wie vorher ihr Bruder, sich mit Oma über Gummibärchen und Schokolade zu unterhalten, ganz auf Deutsch, als ob sie es nie anders gekonnt hätte.

Gleich nach meiner Mutter bin ich übrigens Benjamin Blümchen, das heißt seinen Schöpfern, dankbar. Ich weiß nicht, ob sie diesen Elefanten kennen, dessen Hörspielkassetten wohl in jedem deutschen Haushalt mit Kindern zu finden sind. Ihm ist es wohl zuzuschreiben, dass Dóra ihren anfänglichen Unwillen gegen das Deutsche aufgegeben hat und schnell Fortschritte gemacht hat.

Und obwohl sie heute gern deutsche Bücher liest und vom Kinderkanal ganz begeistert ist, spricht sie zu Hause nicht so selbstverständlich deutsch wie ihr Bruder. Vorerst ist es für sie noch die *Urlaub-in-Deutschland-Sprache*.

Und dann höre ich doch mal ganz deutsch von ihr: »Már fölrámoltam a szobámat.« (Ich habe mein Zimmer schon aufgeräumt.)

Als sie einmal eine Tasse fallen ließ, sagte sie entschuldigend: »Én nem tudok érte.« (Ich kann nichts dafür.)

Heute kann ich sagen, wir würden es wieder so machen und unseren zwei Kindern zwei Sprachen beibringen. Wir möchten die vielen Gelegenheiten und Erlebnisse, die wir nur durch unsere Zweisprachigkeit hatten, nicht mehr missen.

Vom Spurensystem der Informatiker

Elek Straub

September 01



Der Generaldirektor und Vorstandsvorsitzende der »Matáv Rt.«, Elek Straub, steuerte einen interessanten Beitrag zur Rolle der Zweisprachigkeit im Wirtschaftsleben des heutigen Ungarns bei, den wir nachstehend auszugsweise veröffentlichen.

Es war kein geringerer als Goethe, der sagte: »Wer keine fremde Sprachen lernt, weiß nichts von seiner eigenen«. Ich muss sogleich vermerken, dass ich auf Grund meiner Laufbahn bislang zehn Jahre im Management von internationalen Unter-

nehmen – mit überwiegend deutschen Investoren – verbracht habe und daher um ihr Verständnis bitte, wenn ich alles ein bisschen durch diese *Brille* betrachten werde.

Ein Rückblick in die Geschichte Ungarns zeigt uns, dass es der Wirtschaft hier immer gut ging, wenn sie ihrer natürlichen Rolle als Dreh- und Angelpunkt, als Mittler zwischen Ost und West gerecht werden konnte, mit dem speziellen ungarischen *Value Added*, wie man heute sagt. Die Sprache spielte da eine ganz besondere Rolle. Wie Sie auch wissen, hat der Einfluss der Deutschen auf die ungarische Wirtschaft starke Wurzeln. Es waren die Gefolgsleute der Gisela von Bayern, die Siedler des 13. und 18. Jahrhunderts, die nach den Mongolen- und Türkenzerstörungen, bzw. die Bürgersleut' und Bauern in Pest, Fünfkirchen und der *Schwäbischen Türkei* um Pécs, die mit ihren Handwerkskenntnissen und ihrem Können (heute würde man sagen *Know-how*) zum Aufblühen der Wirtschaft beitrugen.

Es waren vielfach diese *Schwob* und *Sachsen* (wohlgemerkt Franken, Bayern und Österreicher auch), die als Vermittler im wirtschaftlich-kulturellen Sinne gedient haben. Häufig existierte aber eine Zweisprachigkeit zum Teil zu Lasten der ungarischen Sprache – sehr zum Missfallen der Herren Kazinczy und Kölcsey.

Linguisten und Wirtschaftshistoriker werden mir Recht geben, dass der Wissenstransfer deutliche Spuren in Sprache und Ökonomie des Landes hinterließ.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem danach über 40 Jahre dauernden *Intermezzo* war die Rolle der deutschen Sprache im ungarischen Wirtschaftsleben äußerst sekundär. Die offizielle Mittlersprache des ›Comecon‹ war bekanntlich Russisch. Ungarische Unternehmen und ihre Mitarbeiter kommunizierten auf Ungarisch, notwendige fremdsprachige Informationen wurden übersetzt. Von einer Zweisprachigkeit in der Wirtschaft wage ich daher nicht zu berichten.

Post und Fernmeldewesen waren vielfach sprachlich im Französischen verwurzelt. In Westeuropa war Englisch nach dem Weltkrieg – als Vorbote der Globalisierung – auf dem Vormarsch. Als Gründe für die Verschiebung der Sprachorientierung in Ungarn können u.a. die schrittweise Lockerung der ›COCOM-Barrieren Ende der 70er Jahre, der spätere Systemwechsel (im Deutschen: *Wende*), die rasante Entwicklung der Softwareindustrie und die aufkeimenden Investitionsbestrebungen von (in erster Linie) anglo-amerikanischen Unternehmen im ehemaligen *Ostblock* erwähnt werden. Englisch wurde nun die Sprache der Forschung, der Politik und der Wirtschaft.

Die Linguisten nennen den Zweisprachler vielsagend *Doppelsprachträger*. Als Informatiker würde ich hier den Ausdruck *Spurensystem* benutzen, da einem Fremdsprachenkenner mehrere Spuren für die Aufnahme, Speicherung, Reproduktion und im glücklichen Falle für Assoziation der Information zur Verfügung stehen. Aus Unternehmersicht eine Eigenschaft, welche besonders für ausländische Investoren sehr wichtig ist.

Womit wir schon beim Kern der Sache angelangt sind. Denn ein Investor bringt meistens die eigene Geschäftskultur mit. Im Falle der ›Matáv‹ waren es gleich zwei, die amerikanische und die deutsche. Wir haben *Culture Change* (Kulturwandel), Mitarbeiter- und Managementaustausch und Sprachprojekte gestartet, um auch die sprachlichen Aspekte zu fördern. Wissenschaftler bezeichnen Alter, Gedächtnis und Motivation als die drei wichtigsten Bedingungen für den Erwerb einer Fremdsprache. Ich würde die Motivation an erste Stelle setzen. Ein Wandel wäre nicht möglich gewesen ohne Menschen, die bereit sind, in mehreren Sprachen zu kommunizieren und zu arbeiten. Der Wandel, den Matáv in den letzten sieben Jahren durchgemacht hat, wird heute weltweit anerkannt. ›Matáv‹ als größte Investition in Ungarn wurde in den vergangenen Jahren ein Zugpferd der Wirtschaft und seit dem Börsengang – dem ersten eines mitteleuropäischen Unternehmens in New York – ein Maßstab der Stabilität.

Als Statistiker würde ich für Sie sehr gern die Änderungen an einigen Zahlen festhalten. Stellen Sie sich vor, dass 1993, als ›Matáv‹ privatisiert wurde, erst zwei Vorstandsanweisungen in Englisch abgefasst waren. Zwei

Jahre später waren es 101. 1996 beschlossen wir, alle Anweisungen in Englisch auf der Internetseite zugänglich zu machen. Bis zu unserem ersten Börsengang ging die Anzahl der Dolmetscherstunden um 40 Prozent auf heute 43000 Stunden zurück. Aus gleichem Grund beträgt die Anzahl der übersetzten Seiten heute wieder ziemlich genau so viel wie vor acht Jahren. Noch vor fünf Jahren wurden jährlich 3500 Fachartikel übersetzt. Anfang des Jahres mussten wir mangels Interesse diesen Dienst einstellen – allerdings geben wir jetzt viel mehr für die Originalliteratur aus.

Jahr für Jahr schulen wir über fünf Prozent unserer Mitarbeiter in Sprachkursen. Obwohl die Kollegen überwiegend die englische Sprache erlernen, wächst das Interesse an Deutsch wieder, seit die ›Deutsche Telekom‹ die Mehrheit in ›Matáv‹ hält.

Zum Schluss noch ein aktuelles Exempel. Ende letzten Jahres erwarben wir in Konsortium die Mehrheit an ›MakTel‹, der führenden Telefongesellschaft in Mazedonien. Heute arbeiten dort ständig oder temporär etwa 21 ungarische Kollegen in verantwortlichen Positionen und nutzen täglich eine oder mehrere Fremdsprachen. Wie Sie sehen, wäre heute die Arbeit in unserer Verwaltung, strategisch wichtigen Einheiten und Tochtergesellschaften ohne ausreichende Sprachkenntnisse unvorstellbar.

Die Telekommunikation ist ein Wirtschaftsbereich, der die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung im 21. Jahrhundert ebenso stark prägen wird, wie dies das Automobil und der Computer im 20. Jahrhundert getan haben. Wie wir wissen, ist Telekommunikation ohne Kommunikation nicht möglich. Ungarns Entwicklung wird durch das Wissensniveau und die Infrastruktur bestimmt. So scheint es auch realistisch, dass dieser Bereich bis zum Jahr 2010 sowohl quantitativ als auch qualitativ mit dem deutschen, schwedischen oder auch französischen System gleichrangig sein wird. Ungarn wird dadurch und seine Lage wieder zu einem *Hub* – nämlich dem der europäischen Kommunikation.

Ich habe mit einem Zitat von Goethe begonnen und möchte mit einem von Ferenc Kölcsey schließen, der mal gesagt hat: »Häng mit wahrer Liebe an der Sprache der Heimat! Denn Vaterland, Nation und Sprache, diese drei sind unzertrennlich und wer für letztere sich nicht begeistert, wird für die ersten Opfer zu bringen schwer bereit sein.«

Zäpfchenliberal

András Surányi

Dezember 01

Mein gelernter Freund und unser aller Lehrer Ottó hat uns im letzten Heft ›DU‹ rührend taktvoll auf das baldige *Europäersein* und die damit geforderte (Aus-)Sprachkorrektheit vorbereitet. Sein Aufsatz, dem Phonopolitikum gewidmet, hat mich allerdings etwas eingeschüchtert. Laut seiner Theorie des West-Ost-Gefälles müsste ich nämlich im Osten abfallen, oder noch schlimmer, gefällt werden.

Es sei denn, ich widme mich den intensiven *Zäpfchen-r* und *Lispel-s* Übungen. Andernfalls kann mir dann als Europäer genau das passieren, was jahrzehntelang eh schon geschieht – dass nämlich nach einem missglückten *Zäpfchen-rö* oder einem möchte gern *Lispel-s* man mich sofort als einen eindeutigen Südzuglöer Tölpel aushebt. Da hilft auch nichts, wenn ich verkrampft zu erklären versuche, dass Zugló aus dem schwäbischen Zug-Loch, d. h. huzatos luk abgeleitet ist und deshalb wir, Südzuglöer alle auch einen kleinen schwäbischen Gärtner im Herzen tragen.

Nun, ich habe die schattenspendenden Robinien der Nagy Lajos király útja schon lange verlassen, doch mein *Knatter-t*, das legendäre *Schmollmund-sch* oder mein überwältigendes *Kehlchen-gö* sind geblieben. Und nicht nur in Deutsch. Ich präsentiere sie ungeniert auch in Russisch oder Hebräisch. Ich verfüge zusätzlich noch über einen niedlichen *Umlaut-ä* ein vielleicht etwas *altkluges w*, und mein *hingehauchtes ch* ist schon sprichwörtlich tiefländisch magyarisches.

Doch nicht das ist es, was ich sagen wollte. Ich wollte bloß allen, die auch eine schwere und behebige ungarische Zunge in den lebenslangen Kulturkampf mitbrachten, die frohe Botschaft verkünden, dass das Leben trotzdem schön ist. Das ist gewiss keine völlig korrekte und wissenschaftlich bewiesene Feststellung, doch ich gebe mein liberales Vegetarier-Ehrenwort. Es ist herrlich befreiend zum Beispiel, Protoplasmavorsatz richtig ehrlich, phonliberal *protóplazmaförzác* auszusprechen und nicht scheinheilig rumzuschmarren, ohne zu wissen, was der Protoplasmavorsatz ist. Ich lachte mir einen Ast ab, als ein Kollege mehrmals im Gespräch den Vielfraß so schön affektiert schnarrend wie Aristid darlegte, aber nicht wusste, dass der Vielfraß das ungarische *roszomák* ist und nicht ein Aussätziger *bélpoklos*. Zudem konnte er manche Präpositionen nur schwer den bestimmten

Fällen zuordnen. Unter dem schönen Lack des *Zäpfchen-r's* und des schon genial authentischen Kehl-*ch*-ens schaute ein Sprachtrümmerfeld hervor. Nun, wer kein Proportionsgefühl hat, sollte mir das Zäpfchen-Kehlchen-Lispel Hokuspokus lassen, um nicht als ein affektierter Sprach-Lackaffe dazustehen. Glaube mir der werte Leser, Akzent mit Würde und Stolz getragen zeichnet den Besitzer aus. In diesem Sinne schleiche ich mich Richtung Europa – in meinem Beutel das *Politikum* – trachtige Ding, das in Trümmern liegende *Lispel-s* und ein sich ängstlich zu tarnen versuchendes liberales *Vollmund-hö*. Mich wiederum bezirzen die glücklichen Geburts-Europäer mit ihren isländischen, baskischen, finnischen oder holländischen Akzenten. Ich habe es noch keinem übelgenommen, wenn er meinen Namen nicht richtig artikulierte. Schon den bloßen Versuch deutete ich immer als Ehre. Jeden (Aus-)Sprachfehler betrachte ich als berechtigte Mutation, als einen zungendigitalen Fingerabdruck oder phonetische DNS.

Als Fazit kann ich also feststellen, dass es unglaublich viele Menschen gibt, die mit wenig Ausnahme auch sprechen und zwar verschiedentlich. Versucht sich wer in einer anderen Sprache, wird man seine eigene Notgedrungen heraushören. Und das erscheint mir recht selbstverständlich. Man kann sich freilich die Mongolenfalte operieren, die Haare färben, die vorderasiatische Nase richten, die nordischen Segelohren auf Halbmaß lassen, um Gottes Willen irgendwelcher Supereuropäer-Qualitätsnorm zu entsprechen. Ich bin und bleibe stolz unvollkommen zu sein. Hände weg von meinem Zäpfchen!

Hochwasserhilfe



Lucia Sziv-
Harsányi

Dezember 02

In unserer Oktoberausgabe haben wir unser Mitgefühl mit den Betroffenen der Hochwasserkatastrophe in Deutschland ausgedrückt. Unsere besondere Sympathie gilt natürlich Dresden, wo die meisten von uns studiert haben, wo aber alle schöne Stunden verbracht, geschätzte Erlebnisse gesammelt haben.

Wir haben vorgeschlagen, eine Spendenaktion zu organisieren. Unser Ziel ist, zur Wiederbelebung des kulturellen Lebens von Dresden beizutragen. Wir möchten mit unseren Spenden der ›Musikhochschule Carl Maria von Weber‹ helfen. Am schönsten wäre es, wir könnten ein Musikinstrument schenken.

Deshalb bitten wir unsere Mitglieder, Freunde und Sympathisanten, bei unserer Sammelaktion mitzumachen! Es kommt nicht darauf an, wie viel wir geben können, sondern wie viele geben. Wir möchten unser Mitgefühl und Zusammengehörigkeit ausdrücken, indem möglichst viele von uns, auch wenn nur eine bescheidene Summe auf unser Vereinskonto mit dem Vermerk *Hochwasserhilfe* einzahlen. Herzlichen Dank an diejenigen, die es bereits getan haben. Unser besonder Dank gilt Schmidt Mihály aus Jászberény, der seine Spende als aller erster eingezahlt hat. Bis zu unserem Redaktionsschluss (11.11.2002) haben wir 56 000 Ft gesammelt. Weitere Spenden empfangen wir bis zum 31. Dezember 2002. Bitte, macht, machen Sie mit!

~~Gesellschaft der Freunde und Förderer der
Hochschule für Musik "Carl Maria von Weber"
Dresden e.V.~~

Dresden, den 23. Mai 2003

Német-diplomások Egyszülete
Szávinyi Lucia
Postalák 28

H-1631 BUDAPEST

**Bestätigung über Zuwendungen an eine der in § 5 Abs. 1 Nr. 9 des
Körperschaftgesetzes bezeichneten Körperschaften, Personenvereinigungen oder
Vermögensmassen**

2003

Die Gesellschaft der Freunde und Förderer der ~~Hochschule für Musik "Carl Maria von
Weber" Dresden e.V.~~ bestätigt dem o.g. Geber den ordnungsgemäßen Empfang seiner
Zuwendung:

Spende: Flutkatastrophe August 2002
Betrag EUR: 724,00
in Worten: Siebenhundertvierundzwanzig

Wir sind wegen Förderung der Hochschule für Musik „Carl Maria von Weber“ Dresden e.V. durch Bescheinigung des Finanzamtes Dresden (vom 04.05.1992, vom 04.12.1997 und 18.12.2000, Steuer-Nr. 701/140/04732) vorläufig als Förderung der Berufsbildung dienenden Zwecken und zu den in § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftgesetzes bezeichneten Körperschaften, Personenvereinigungen oder Vermögensmassen geblühg anerkannt worden.

Es wird bestätigt, daß die Zuwendung nur zu berufsbildenden Zwecken (§ 52 Abgabeanordnung) verwendet wird.

J. V. 

Prof. Dr. Günther Matting
1. Vorsitzender

Abschied von unserem Alterspräsidenten Ede Teller

DU

September 03

Geboren 1908 in Budapest, nach dem Abitur im ›Trefort Gymnasium‹ Immatrikulierung an der ›Chemischen Fakultät der Technischen Universität‹. Im Jahre 1926, einige Tage vor seinem Geburtstag ist er unterwegs nach Karlsruhe, wo die Vorlesungen von Professor Hermann Mark sein Interesse an der Kernphysik wecken. Nach einem kurzen Abstecher nach München setzt er sein Studium bei Heisenberg in Leipzig fort. Seine Dissertation 1930 behandelt die Wasserstoffmolekülonen. Nach Zwischenstopps in Kopenhagen und Rom geht er nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten nach England und schließlich in die Vereinigten Staaten. In Chicago arbeitet er mit Fermi an Versuchen mit selbsterhaltender nuklearer Kettenreaktion. Ab 1939 ist er mit Leó Szilárd und Jenő Wigner Mitglied des Uranausschusses.

Eine legendäre Rolle spielte er beim an Präsident Roosevelt verfassten Brief, nach dem der Manhattan-Plan im Institut von Los Alamos in Gang gesetzt wurde. Er argumentierte stets für den Einsatz der Atombombe, denn er hat die Anzahl der Bombenopfer für niedriger gehalten als die Anzahl der möglichen Toten eines weitergeführten Krieges. Dennoch hat er stets sein Mitgefühl mit den Opfern betont. Nach der Zündung der ersten sowjetischen Atombombe 1949 führte er die Arbeiten an der thermonuklearen Bombe, die an Stelle der klassischen Kernspaltung auf der Wasserstofffusion beruhte. Im Ergebnis dieser Arbeit konnte er das ›Lawrence Livermore Laboratorium‹ gründen, in dem er sein Leben lang tätig war. Oft wurde er Vater der Wasserstoffbombe genannt. Es wird erzählt, er habe im Namen seines Sohnes einen Journalisten gebeten, dieses Attribut wegzulassen, denn sonst wäre die Wasserstoffbombe die Schwester seines Sohnes. Wegen seines guten Humors, klarer Argumentation und geschickter Vergleiche bedeuteten seine Vorträge dem Publikum immer einen Genuss. Er war ein konsequenter Befürworter der friedlichen Nutzung der Atomenergie; während seiner Ungarnaufenthalte hat er dies in Paks – wo seine Büste steht – immer vehement betont. Ede Teller war fünf Jahre Ehrenmitglied und Alterspräsident unseres Vereins. Für uns – ungarischen Absolventen deutscher Universitäten – ist es auch wegen dieser Gemeinsamkeit eine ehrenvolle Verpflichtung, sein Andenken zu bewahren.

Die Zukunft der deutschen Sprache

Prof. Dr.
H. Karasek

September 03



Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die Vorredner haben mir viel Arbeit abgenommen, deshalb möchte ich vier Einleitungen machen. Die erste Einleitung betrifft die Konkurrenz zur Buchmesse und zu Günter Grass. Dazu möchte ich Folgendes erzählen: Einmal saß ich in einem Zug von Görlitz nach Berlin, und der Schaffner kam fragend zu mir, ob ich Autogrammkarten dabei hätte. Ich antwortete, ich hätte keine und darauf bemerkte er, das sei aber schade. Nun würde ihm niemand glauben, dass er mich im Zug getroffen hätte. Das fand ich eine etwas übertriebene Bemerkung. Nachdem ich bei ihm einen Kaffee bestellt hatte, kam er nach kurzer Zeit zurück und sagte zu mir: »Haben Sie sich eigentlich gefreut, als Sie den Nobelpreis bekommen haben?« Ich wusste, jetzt wird es furchtbar peinlich und unangenehm, aber Feigling der ich bin, sagte ich zuerst »Ooooch!« Ich wusste natürlich, da Böll und Thomas Mann schon tot waren, dass er mich eigentlich nur mit Grass verwechselt haben konnte, und als er dann sagte, »aber gefreut haben Sie sich doch«, konnte ich wieder nur »Ooooch« sagen! Der Schaffner ging weg und mir brach der Angstschweiß aus. Ich dachte, jetzt erzählt er überall, dass Grass im Zug sitzt. Die Leute werden durchs Fenster gucken, ich hatte zwar die Vorhänge schnell zugezogen, und werden sagen, das da – der hat keinen Schnurrbart –, das ist ein Hochstapler. Die Ähnlichkeit zwischen Grass und mir ist sehr gering, aber irgendwann fasste ich mir ein Herz, ging zum Schaffner und sagte: »Übrigens, Sie wissen schon, dass Sie mich verwechselt haben?« Er sagte: »Das weiß ich inzwischen auch, Herr Karasek«. Von da an brachten wir uns herzliche Sympathie entgegen. Gekommen ist das Ganze durch ein Medium, das uns nachher noch am Rande beschäftigen wird, nämlich durch das Fernsehen und die Eigenschaft des Herumzappens. Als Grass den Nobelpreis bekam, wurde ich in den ›NDR‹, ins Fernsehen gebeten und durfte dazu ein Paar passende oder unpassende Bemerkungen machen. Grass saß zur gleichen Zeit in Lübeck und durfte Wein trinken. Daraus nun entstand eine Sendung und

wahrscheinlich hat sich der Schaffner in dem Moment, in dem ich dran war, da reingezappt und so gelangweilt, dass er gleich wieder weggeschaltet hat. Hielt mich aber von der Zeit an für einen Nobelpreisträger. So viel zu dieser Gleichheit.

Als zweites möchte ich über die ungeheuer angenehme Überraschung berichten, die mir widerfuhr als ich hier im Lande ankam. Ein Deutscher, der nach Ungarn kommt, denkt natürlich immer zuerst an das Mittelhochdeutsche. Wie sollte er auch anders. Das Nibelungenlied nimmt den gleichen Weg, den der Reisende nimmt. Nun bin ich zwar nicht im Stile des Nibelungenliedes, sondern eher des Hildebrandsliedes begrüßt worden, aber ich weiß das trotzdem zu schätzen. Ich war froh, dass sich dieser Begegnung keine Examination anschloss, denn obwohl ich Mittelhochdeutsch mit Zertifikat bestanden habe, hätte ich alle ihre Worte nicht übersetzen können. Doch dank der Simultanübersetzung habe ich alles verstanden.

Die dritte Vorbemerkung, die ich machen möchte, mache ich, obwohl mein Lieblingssprichwort ein chinesisches Sprichwort ist und lautet: »Es ist besser, schweigend für einen Dummkopf gehalten zu werden, als den Mund aufzumachen und es zu offenbaren«. Trotzdem verrate ich, dass ich hierher zunächst eingeladen wurde, um einen Vortrag zu halten *Ungarisch und wie ich es verstehe*. Ich habe gesagt, das würde der kürzeste Vortrag werden der je zu halten war, deshalb haben wir uns dann doch auf das Deutsche geeinigt. Genug der Vorbemerkungen.

Meine Damen und Herren!

Wer von der Zukunft der deutschen Sprache sprechen will, darf mit der Vergangenheit beginnen, ja er darf sogar mit der mythologischen oder religiösen Vergangenheit beginnen. Am Anfang war Babylon, sie wissen, der berühmte Turmbau. In dieser Gegend ist es übrigens jetzt schon wieder zu Streit gekommen, um es vorsichtig und euphemistisch auszudrücken. Der Turmbau ist jedenfalls Ausdruck menschlicher Hybris und Gott hat sich für diese Hybris gerächt, indem er den Menschen die Sprachen verwirrt hat. Manche verwirrte er besonders und für mich ist nichts so verwirrend wie das Ungarische. Für viele aber auch das Deutsche. Das ist eine Verwandtschaft, die beide Sprachen vereint.

Mark Twain, der einmal auch einen Vortrag über die deutsche Sprache halten durfte – nicht in Budapest, sondern in Wien vor dem Presseclub – den möchte ich mit zwei kurzen Zitaten doch zu Wort kommen lassen. Er hat den Vortrag übrigens selbst ins Englische übersetzt und es ist ein deutsches Englisch, das christlich ist. Aber wenn ich es vorlese, würde es vielleicht wie ungarisch klingen, deshalb nehme ich nur das deutsche Original.

Mark Twain sagt also: »Ich habe schon Besuche bei den verschiedenen deutschen Regierungen abgestattet und um Kontrakte gebeten. Jetzt bin ich nach Österreich in dem selben Auftrag gekommen, ich würde nur einige Änderungen anstreben, ich würde bloß die Sprachmethode, die übrige weitschweifige Konstruktion zusammendrücken, die ewige Parenthese unterdrücken, abschaffen, vernichten. Die Einführung von mehr als dreizehn Subjekten in einem Satz verbieten. Das Zeitwort soweit nach vorne rücken, bis man es ohne Fernrohr entdecken kann. Mit einem Wort meine Damen und Herren, ich möchte ihre geliebte Sprache vereinfachen, auf dass meine Herren, wenn Sie sie zum Gebete brauchen, man Sie dort oben versteht.« Und noch ein zweites Zitat: »Auf das eine Ende der Brücke klebe ich das erste Glied eines trennbaren Zeitwortes und das Schlussglied klebe ich ans andere Ende, dann breite ich den Leib des Satzes dazwischen aus. Gewöhnlich sind für meine Zwecke die Brücken der Stadt lang genug. Wenn ich aber Plötzelschriften studiere, fahre ich hinaus und benutze die herrliche, unendliche Reichsbrücke. Hier könnte man die Friedensbrücke benutzen, aber das ist eine Verleumdung. Vielleicht ist das Deutsche nicht so biegsam wie das meinige, aber in einer Kleinigkeit ist es besser.« So weit also zu Mark Twains Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache und ich möchte Ihnen zunächst mal ein Kompliment machen, dass Sie sich mit dieser schwierigen und schönen Sprache eingelassen haben, die – glaube ich – auch wie das Ungarische, von dem ich spreche wie der Blinde von der Farbe, deshalb so schön ist, weil sie schwierig ist. Seit Gott die Sprachen verwirrt hat und uns allen andere Sprachen gegeben hat, gibt es eine ewige Sehnsucht nach der gemeinsamen Sprache. Es gab sie in gewisser Weise im lateinischen Weltreich unter der pax romana. Ihr verdanken die romanischen Sprachen ihre Entstehung, die auch auf die germanischen Sprachen ausstrahlten, weniger auf die slawischen, aber ganz ohne Einfluss auch nicht. Nach England, also vom Kontinent fort, setzte sich das Romanische 1066 fort und machte aus der englischen Sprache das, was man ihrem heutigen basic-Gebrauch beim besten Willen nicht anmerkt, die reichste Sprache der Erde; die europäische Sprache mit den meisten Wörtern. Das lässt sich an einem ganz einfachen Beispiel belegen. Die englische Sprache hat für alle Ausdrücke, für die wir im Deutschen nur einen Ausdruck haben, zwei. Wenn das Rind lebt, heißt es *cow*, wenn es auf den Tisch kommt heißt es *beef*. So einfach ist das und so ist es auf allen Gebieten. Also, das Englische verfügt über doppelt soviel Wörter wie das Deutsche, und Shakespeare ist eindeutig der Schriftsteller, in dessen Werken man den größten Wortschatz eines Dichters aus Europa entdecken kann. Das Lateinische hat sich auf dreierlei Weise in die Nachfolgesprachen geschlichen:

Über die Verwaltung und noch wichtiger, über das Recht, die Kodifizierung des Rechts. Und wir sollten nicht vergessen; über die Religion, über die Kirchen. Die Ostkirchen sind sozusagen außerhalb des römischen Reiches geblieben und haben sich eher der griechischen Kultur angepasst. Die Kirche wollte mit Latein eine universelle Sprache sprechen. Sie wollte Gottes Sprachverwirrung überlisten oder wieder gutmachen und alle Schismen, alle Aufstände, alle nationalen Erhebungen – die auch kirchlich motiviert waren – haben sich über die Sprachen artikuliert. Das heißt, die deutsche Sprache wie wir sie heute sprechen, als Hochsprache sprechen (auch wir haben natürlich wie die Schweiz eine gesprochene, eine gelesene und eine geschriebene Sprache), die heutige deutsche Sprache ist das Resultat einer kirchlichen Revolution. Der größten christlichen, kirchlichen Revolution, der evangelisch-protestantischen Revolution.

Im letzten Jahrhundert, als die Erde enger wurde, hat sich die Sehnsucht nach einer Weltsprache aus Gründen des Handels und Wandels nochmals artikuliert, und der erste Impuls, den es hervorgebracht hat, war eine Kunstsprache, das Esperanto. Übertrieben ausgedrückt ist Esperanto basic-Spanisch, in dem nämlich das grammatikalische Gestrüpp, die scheinbar unlogischen Brüche, das was unsere Sprache nicht nur als Kultur, sondern als Natur ausmacht – wild wuchernde Natur, die der Pflege bedarf – in dem das alles getilgt wird. Noch schmerzhafter beim Esperanto war das Fehlen an Idiomatik, an Redensarten, Sprichwörtern, geflügelten Worten. Kurz, man darf nicht vergessen, Sprache ist immer auch die Geschichte ihrer Sprache. In der Sprache setzt sich ab, was der Sprache geschichtlich widerfahren ist. In der Sprache bewahrt sich unser historisches und literarisches Bewusstsein. Lassen Sie mich drei ganz simple Beispiele aufführen. Jeder Deutsche versteht, was nach Canossa gehen heißt, obwohl er selber nie barfuß im Schnee vor dem Papst gestanden hat. Jeder Deutsche versteht, warum die Theorie grau ist, auch wenn er den Faust nicht gelesen hat. Und jeder Deutsche weiß, was Fisimatenten sind, auch wenn er an den deutsch-französischen-napoleonischen Kriegen nicht teilgenommen hat. Französische Soldaten haben damals zu den hübschen jungen deutschen Mädchen gesagt: »visite ma tente, komm in mein Zelt« und die Eltern haben gesagt: »Nix da, mach keine Fisimatenten«. All dies, also winzige Beispiele, dass Sprache in Wahrheit ihre Geschichte ist und sich Sprache nur erleben lässt, wenn man ihre Geschichte mitzutragen bereit ist. Der Fehler von Esperanto war und ist: Esperanto hatte keine Geschichte. Doch wir erleben zur Zeit ein zweites Esperanto, das sogenannte basic-Englisch, welches die englische Sprache auf jedem Flughafen und in jedem Ferienort auf das übelste malträtiert. Es ist dem Pidgin-Englisch nicht unverwandt und auf

bestürzende Weise ist auch dieser Sprache alles spannende, individuelle, brüchige ausgetrieben. Sie ist um ihre Geschichte genommen. Ich habe festgestellt, dass es im Pidgin-Englisch eigentlich drei Ausdrücke gibt mit denen man das ganze Leben bewältigen kann. Als Gastgeber der Touristik: *no problem, big problem* und *little problem*. *No problem* heißt ja. Fragt man, kann ich einen Fisch haben? *No problem*. Kann ich ohne Visum in ihr Land kommen? *Big problem*. Kann ich bei Ihnen einen günstigeren Wechselkurs haben? *Little problem*. Mich erinnert dieses Englisch an den alten Emigrantenwitz, wo zwei deutsche Emigranten sich in New York trafen und unterhielten. Fragt der eine: »What are you doing here?« Antwort: »I'm polishing up my English.« Darauf sagt der erste: »Why, your English is Polish enough.«

Ich komme nun zu Deutsch als Weltsprache. Um von der Zukunft zu sprechen, Deutsch ist keine Weltsprache. In dem Sinne, wie wir Weltsprachen definieren, kann man höchstens von einer deutschen Weltsprachenvergangenheit sprechen. Weltsprachen sind natürlich Ergebnisse, wir haben es am Beispiel Roms gesehen, der Kolonisation. Das englische Empire war ein Sprachempire. Die portugiesisch-spanische Welteroberung hat ganz Lateinamerika sprachlich geschaffen. Nicht ganz so glückte es mit der Frankophonie. Merkwürdigerweise wahrscheinlich, weil das Französische schwierig ist. Es ist beispielsweise im Amerikanischen der USA, genauso wie das Deutsche fast spurlos erloschen und nur noch in einigen Fremdwörtern und Gebieten wie z. B. New Orleans vorhanden. In Kanada lebt es noch, aber in einer gewissermaßen sehr alten, in sich abgeschlossenen Form. Wir erlebten mit den Weltsprachen, mit Ausnahme des Spanischen, das eine ähnliche Eigenschaft wie das Englische hat, nämlich dass es am Anfang so einfach ist, dass sich alle darin verständigen können. Kommt man zu den Schwierigkeiten, glaubt man die Sprache schon zu beherrschen, kann man sie natürlich überhaupt nicht. Wer Englisch als Kaufmann kann, versteht Shakespeare keineswegs. Wer Spanisch nur als Fremdsprache lernt, wird keinen Zugang zu Lope de Vega oder Cervantes haben. Deutsch als Weltsprache gab es als einen Versuch – ich spreche hier am richtigen Ort davon – im Vielvölkerstaat der Habsburger eine einheitliche Sprache zu schaffen, aber das war immer auch Sprachimperialismus. War immer auch koloniale Unterdrückung. Denken Sie bitte daran, dass die erste deutschsprachige Universität in Prag gegründet wurde, und dass diese Universität nach Leipzig vertrieben wurde, als in Tschechien zum ersten Mal das Gefühl aufkam, die eigene Sprache gegen die Sprache des Herrscherhauses zu etablieren.

So gab es zwar eine verbindende Sprache im Habsburgerreich, aber sobald der Druck wegfiel, haben alle versucht, sich von ihr zu befreien. Der zweite Grund, warum es keine deutsche Weltsprache gibt, liegt im deutschen Partikularismus. Es gab ja auch lange kein Deutschland. Zwar gab es bis 1806 ein deutsches Reich, ein deutsches Kaiserreich, aber danach eben nicht mehr. Und die Sprachen und Sprachgebiete haben sich durch die Lautverschiebungen voneinander entfernt. Wer Schweizerdeutsch hört, weiß was Lautverschiebung für ein ernster Begriff ist. Er wird es merken, die zweite Lautverschiebung wirkt sehr auf den Rachen und ist insofern eine sehr harte Sprache. Was kein Vorwurf ist, ich liebe harte Sprachen. Die zweite Trennung war, wie gesagt die Historie, die getrennt hat. Das verschiedene historische Erlebnis führt zu verschiedenen Sprachen; das ergibt die Vielfalt und den Reichtum der deutschen Sprache. Lassen Sie mich auch hierfür nur ein ganz simples Beispiel nennen, was die Amerikaner und Engländer Hamburger oder McDonald's nennen, kann in Deutschland oder in der deutschen Sprache Faschiertes heißen, Hackbraten, Fleischlabel, Fleischpflanzerl, Bulette, Klops, Frikadelle. Damit sind die Möglichkeiten noch lange nicht erschöpft, sie haben sozusagen in der deutschen Sprache in ihrer Vielfalt vom Rundstück über das Brötchen bis zur Semmel alles aufgehoben. Es gibt dafür wunderbare Sprachatlanten, die zwischen dem Oberdeutschen, Mitteldeutschen und Niederdeutschen sehr deutlich unterscheiden. Mitteleuropa ist unser Schicksal gewesen und unser Vorteil wie unser Nachteil, es hat eigentlich keine natürlichen Grenzen und so hat es auf die Dauer auch keine natürlichen Sprachgrenzen gehabt. Die verschiedenen Fremdwörter und Lehnwörter der Nachbarn dringen in die Sprache ein. Den großen Anteil des Französischen in den alemannischen Dialekten, der slawischen Sprachen, der italienischen Sprache, der böhmischen Sprache in der österreichischen Sprache. All das ist ziemlich deutlich und immer noch spürbar. Österreich und Deutschland, es wurde davon gesprochen, sprechen eine Sprache und doch zwei Sprachen. Ich glaube Karl Kraus (es ist strittig, es wird manchmal auch Polka zugeschrieben) hat gesagt: »Österreich und Deutschland sind zwei Länder, getrennt durch die gemeinsame Sprache«. Es gibt übrigens denselben Satz, angeblich ist er da von Oscar Wilde, auch über das Englische und Amerikanische. England und Amerika seien zwei Länder: »Seperated by the same language« also das Gleiche. Wenn ich sekieren höre oder Paradeiser esse, wenn ich Fisolten bestelle oder Powidel, dann weiß ich, ich bin in Österreich. Manche Deutsche würden es nicht verstehen, also schon aus der Aufsplitterung der deutschen Sprache ergibt sich, dass das Deutsche keine Weltsprache sein kann. Kann es denn durch Literatur Weltsprache sein? Nein. Goethe hat

den Begriff der Weltliteratur erfunden und zum ersten Mal gebraucht. Aber das hieß von vornherein übersetzen. Weltliteratur heißt Übersetzerliteratur. Übersetzen, von dem übrigens Karl Kraus mal sehr skeptisch gesagt hat, übersetzen heißt: »Übel ersetzen«. Das berühmteste deutsche Drama beginnt mit einer Übersetzung. Am Anfang war das Wort, Goethe überträgt die Bibel in sein geliebtes Deutsch. Der Faust eine Art Luther. Goethe hat seine Rede zum Shakespeare-Tag, übrigens in Straßburg, also in einem alemannischen Teil der deutschen Sprache, gehalten, um aus Shakespeare einen deutschen Dichter zu machen. Dass Schiller, Schlegel und Tieck Shakespeare so eingedeutscht haben, ist kein Zufall. Es ist für Deutsche leichter, Shakespeare zu verstehen als für Engländer. Die deutschen Übersetzungen sind einfach jünger und in England traut sich niemand, Shakespeare zu übersetzen.

Deutsch als Weltsprache; von der universellen Ausstrahlung Kakanien war schon die Rede. Deutsch war dank deutsch-russischer Beziehungen, lange Zeit bevor Peter der Große versucht hat Russland zu verwestlichen, die Kultursprache in Russland, neben der französischen. Sie wissen, dass baltische Adlige Generäle und Diplomaten des russischen Reiches waren. In Polen wurde ebenso deutsch gesprochen. Auf dem Balkan gab es, nachdem Maria-Theresia deutsche Kolonisatoren ins Land gerufen hatte, deutsche Sprachinseln. Die Siebenbürger Sachsen oder die Donauschwaben haben eine eigene deutsche Sprache bewahrt. Der zweite Impuls zur Weltsprache kam daher, dass die deutsche Wissenschaft, die deutsche Universität in der Glanzzeit um die Jahrhundertwende in vielen Wissenschaften führend war. Geschichte, Philosophie und Archäologie, da musste man neben der englischen und französischen Sprache auch das Deutsche beherrschen und das Deutsche wurde zu einer universellen Bildungssprache.

Die expansivsten und aggressivsten Deutschen, die Nazis haben keinen Sprachexport betrieben. Sie wollten in ihrem Rassenwahn die Unterworfenen nicht an der deutschen Sprache, über die sie übrigens gar nicht verfügten, teilhaben lassen und ein Wörterbuch des Unmenschen lässt sich nicht exportieren. Es ist übrigens nicht zufällig, dass aus dieser Zeit zwei Wörter als Fremdwörter in fast alle Sprachen gekommen sind: Der Blitzkrieg und die Endlösung.

Der nächste und interessanteste Versuch, eine Kontinuität deutschen Sprachexports zu betreiben, fand eigentlich im sozialistischen Block statt. Neben dem Russischen war das Deutsche die erfolgreichst praktizierte Exportsprache. Ich war jetzt auf einer Rundreise in Vietnam, Kambodscha und China und alle Leute, die dort deutsch sprachen, haben deutsch, Sie

müssen sich das bitte vorstellen, in Sachsen gelernt. In Leipzig. Sie sprachen es aber ganz wunderbar. Die Leipziger Sprachschule, das ›Herder Institut, entfachte eine große Sprachkraft und es wird unser aller Anstrengung, die wir aus Deutschland, Österreich und der Schweiz kommen, bedürfen, dieses Kontinuum fortsetzen zu können. Deutsch ist zwar keine Weltsprache, aber es ist die Muttersprache oder es fasst die Muttersprachen der größten Sprachgemeinschaft der EU zusammen. Am 1. Juli 1999 hat sich der EU-Ministerrat unter finnischer Präsidentschaft getroffen. Die Deutschen und die Österreicher haben damals den Antrag gestellt, die deutsche Sprache als Amtssprache neben dem Englischen und dem Französischen zuzulassen. Dieser Antrag wurde damals vom finnischen Präsidenten abgelehnt, daraufhin haben Österreich und Deutschland die nächste Minister ratsitzung am 18. Juli boykottiert und schließlich wurde Deutsch als Simultanübersetzersprache dann doch eingeführt. Sie können an diesem winzigen Beispiel sehen, wie schwierig es sein wird, in einem gemeinsamen Europa mit den 100 Millionen Deutschsprechenden, wobei 5% – wie ich eben gelernt habe – nicht ganz zu Europa gehören, was wir schon wegen unserer Auslandskonten gerne so weiter haben wollen. (Eine unpassende Bemerkung, aber es zeigt sich, mit welchem Fingerspitzengefühl eine Nation, die mit weichen Grenzen und mit einer sehr expansiven Vergangenheit im Herzen Europas liegt, vorgehen muss, um da an keine Empfindlichkeiten zu rühren). Sie wissen, dass nach dem Krieg 1870 die Okkupation Elsass-Lothringens unter anderem deshalb ein schrecklicher Misserfolg war, weil nicht nur die niedere Kultur damals die etwas höhere soziale Kultur, oder die politische Kultur besaß, sondern auch, weil man rigide versuchte, das Deutsche durchzusetzen. Dies stieß bei der elsässischen Bevölkerung natürlich auf Unverständnis und Widerstand.

Die Schwierigkeit, möchte ich zum Schluss noch sagen, aus Deutsch eine Weltsprache zu machen besteht darin, ich hatte es Anfangs erwähnt, dass die deutsche Sprache eine sehr schwere Sprache ist. Das ist aber auch eine Chance. Ungarisch ist für mich natürlich eine noch schwerere Sprache als Deutsch, und wozu hat es geführt? Es ist die Sprache der meisten Nobelpreisträger, der Musiker, der Physiker. Eine der reichsten Dichterkulturen, die es in Europa gibt. Und die Filmschöpfer, ohne Ungarn gäbe es kein *Casablanca*. Das müssen Sie sich vorstellen! Deutsch ist sehr, sehr schwierig. Das liegt einmal daran, dass wir Artikel haben, über die unsere Nachbarn nur den Kopf schütteln. Das Beispiel, dass Mädchen neutral ist, lässt sich zwar grammatisch viel und gut erklären, aber sonst auch nichts. Dass wir die Sprache sprechen, die im Unterschied zu allen anderen Sprachen

den launischen Mond männlich machen und seine Kapriolen nicht als weiblich ansehen, dafür aber die Sonne verweiblichen kann, kann nur daran liegen, dass sie auf uns so selten niederbrennt – leider. Also die Artikel sind die erste große Schwierigkeit der deutschen Sprache, dann die schrecklichen zusammengesetzten Hauptwörter. Die Eisenbahnerwitwenpensionskasse ist ein Beispiel. Es gibt kaum Sprachen, die sich derart kompliziert darstellen können. Wenn sie so wollen, die deutsche Sprache neigt zu Büro-



kratismus und zu Abstraktion. Manche haben sie deshalb als Krautidiom beschimpft. Es ist nicht gerade eine pflegeleichte Sprache, sondern eher eine Trutzburg stacheliger Regeln. Karl V., immerhin ein Habsburgerkaiser, der aber in Spanien lebte, hat gesagt, dass er in der Liebe italienisch spricht, bei Hofe spanisch, mit Diplomaten und im Krieg französisch und deutsch mit seinen Pferden und Hunden. Ich weiß, es gab viele Verächter der deutschen Sprache. Friedrich II., den wir in Deutschland den Großen nennen, hat französisch gedichtet, hat sich mit französischen Philosophen umgeben. Bertelsmann, der größte deutsche Buchkonzern, hat vor einigen Jahren Englisch als Konferenzsprache eingeführt, auch wenn der Konzern in Deutschland tagte. Sie sehen also, das Deutsche wird oft von den Deutschen auch nicht geschätzt und als Beispiel wird immer angeführt, dass der zarteste und poetischste Insekt, der Falter, auf Spanisch *mariposa* heißt, auf Englisch *butterfly*, auf Französisch *papillon* und auf Deutsch, man höre und staune, *Schmetterling*. Das klingt eher nach boxen, als nach einem Schmetterling über der zarten Wiese. Nach diesem Schmäheregen möchte ich dennoch sagen ist dies andererseits die Sprache Goethes, die Sprache

von *Über allen Gipfeln ist Ruh*, die Sprache von Heines *Lorelei*, von Hölderlins *Die Hälfte des Lebens*, von Hofmannstahl und Rilke. Von Nestroy, der die Eigenschaft Tod so wunderbar umschrieben hat, über einen der gestorben ist, lässt er sagen: »Er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Gewerbe bei dem Ruhe die einzige Beschäftigung ist. Er liegt frei und doch gebunden, er ist der Verweser seiner selbst. Er ist Tod«. Die deutsche Sprache, übrigens auch die Sprache Mozarts, der neben den italienischen Opern *Figaro*, *Don Giovanni*, *Così fan tutte* deutsche Opern und Singspiele geschrieben hat, wo er mit der deutschen Sprache den Vokalreichtum des Italienischen kopierte. Denken Sie an die erste Arie in der *Entführung*: »Hier soll ich Dich nun finden Constanze«, da klingt deutsch ohne Musik schon wie italienisch, oder mit dem Hilfsmittel der Namen *Papageno* und *Papagena* klappt das in der *Zauberflöte* auch. Kein Zweifel, Deutsch ist die Sprache einer reichen Literatur. Deutsch ist die Sprache der Philosophie, von der Klarheit Kants bis zu den Wucherungen Hegels und Heideggers. Es ist die Sprache der Geschichtswissenschaften von Ranke bis Joachim Fest, oder ein neues Musterbeispiel: Friedrichs Buch über den Bombenkriegsbrand, *Der Brand*.

Deutsch ist die Muttersprache von 100 Millionen Menschen und die Fremdsprache von 15 bis 16 Millionen. Über 120 000 Lehrer unterrichten Deutsch. 19 000 Hochschullehrer unterrichten 720 000 Germanistikstudenten in aller Welt. 2 Millionen Studenten studieren in deutscher Sprache. Den Instituten, die dies ermöglichen, können wir nicht dankbar genug sein für ihre Brückenbauarbeit. Dem ›Goethe-Institut‹ mit 127 Zweigstellen in 70 Ländern. Dem ›Deutschen Akademischen Austauschdienst‹, der über 500 Lektoren in fast 90 Ländern aufbietet, um deutsche Kultur, deutsche Sprache zu vermitteln. Es ist ›Inter Nacionales‹, die sich in Deutschland um Schriftsteller, Künstler kümmert, die Deutsch lernen wollen und deutsche Kultur erleben wollen. Es sind die Auslandsschulen mit 12 000 Schülern. All das im Vergleich zu einer Weltsprache: Geringe Zahlen. Wir werden, betrachten wir es nüchtern, gegen das Englische nicht ankommen. Gegen die Sprache der Computer, die Sprache der Naturwissenschaften. Die sprachliche Überfremdung werden wir auch nicht dadurch los, dass wir die Sprache zu reinigen versuchen - mit dem Besen oder der Jätschere. Das hieße den Sack für den Esel schlagen, um eine deutsche Redensart zu gebrauchen. Es ist nicht die Sprache, die sich überfremdet, sondern das Denken, das sich hinter ihr versteckt. Wenn ich im Radio höre, dass jemand etwas umsonst gewinnen kann, eine Reise nach Monte Carlo, dann gewinnt er diese natürlich nur noch *for free*, und einer, der Musik auflegt, ist natürlich nur ein *DJ*. *Rappen* ist eine Musikform u.s.w. und so fort, aber die Sprache ist listig und

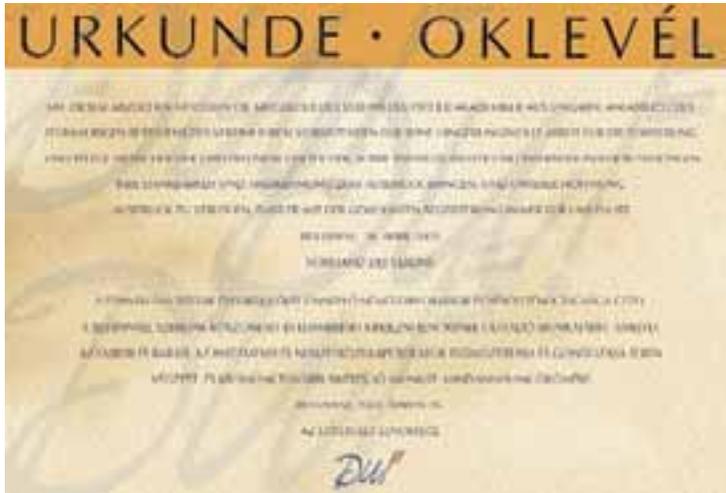
es gibt eine neue deutsche Sprache, die sich in den letzten Jahren herausgebildet hat, und zwar durch unseren größten Ausländeranteil den wir in Deutschland haben, die Türken. Es gibt inzwischen einen völlig neuen Jargon, das ist das türkische Deutsch. Dies ist eine wunderbare Sprache, die inzwischen in Filme, Kabarettprogramme und Fernsehsendungen Einzug gehalten hat. Das Lieblingswort ist *krass*. *Krass* heißt: schön, toll, wunderbar, schrecklich, alles. Dieses Beispiel bedeutet, Sprache ist etwas Lebendiges und hat mit dem eigenen Selbstverständnis und Selbstbewusstsein zu tun. Wenn es inzwischen die größte Minderheit in Deutschland zu einer eigenen Sprache bringt, so ist es um das Selbstbewusstsein des Deutschen, das sich öffnet und wieder schließt, je wie wir es brauchen, nicht schlecht bestellt.

Vielen Dank.

Auszeichnung

DU

September 03



Unser Vorsitzender wurde anlässlich der Konferenz im Jahre 2003 für seine bisherige hingebungsvolle Tätigkeit für den Verein ausgezeichnet.

Danke, Tamás!